ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS

UNIVERSITAS OSTRAVIENSIS

STUDIA GERMANISTICA

Nr. 14/2014

Recenzní rada/
Rezensionsrat:

Doc. Mgr. Hana Bergerová, Dr. (Univerzita J. E. Purkyně v Ústí n. L.)
Doc. Mgr. Renata Cornejo, Ph.D. (Univerzita J. E. Purkyně v Ústí n. L.)
Univ.-Prof. Dr. Peter Ernst (Universität Wien)
Dr. Renate Fienhold (Universität Erfurt)
Prof. PhDr. Iva Kratochvílová, Ph.D. (Masarykova univerzita v Brně)
Univ.-Prof. Dr. Wynfrid Kriegleder (Universität Wien)
Doc. PhDr. Jiřina Malá, CSc. (Masarykova univerzita v Brně)
Prof. PhDr. Zdeněk Masařík, DrSc. (Masarykova univerzita v Brně)
Dr hab. Anna Mańko-Matysiak (Uniwersytet Wrocławski)
Mgr. Martin Mostýn, Ph.D. (Ostravská univerzita v Ostravě)
Doc. PhDr. Karsten Rinas, Dr. (Univerzita Palackého v Olomouci)
Prof. Dr. Johannes Schwitalla (Universität Würzburg)
Doc. PhDr. František Štícha, CSc. (Ústav pro jazyk český AV ČR)
Doc. PhDr. Marie Vachková, Ph.D. (Univerzita Karlova v Praze)

Vědecká redakce/
Wissenschaftliche Redaktion:

Dr. Horst Ehrhardt (Universität Erfurt)
Prof. Dr. Mechthild Habermann (Universität Nürnberg/Erglangen)
Prof. Dr. hab. Marek Hałub (Uniwersytet Wrocławski)
Prof. Dr. Wolf Peter Klein (Universität Würzburg)
Prof. PhDr. Jiří Munzar, CSc. (Masarykova univerzita v Brně)
Prof. PhDr. Lenka Vaňková, Dr. (Ostravská univerzita v Ostravě)
Prof. Dr. DDDDr.h.c Norbert Richard Wolf (Universität Würzburg)
Doc. PhDr. Pavla Zajícová, Ph.D. (Ostravská univerzita v Ostravě)

Výkonná redakce/
Verantwortliche Redakteure:

Prof. PhDr. Lenka Vaňková, Dr.
Prof. Dr. DDDDr.h.c Norbert Richard Wolf

Technická redakce/
Technische Redaktion:

Mgr. Martin Mostýn, Ph.D.
Mgr. Tomáš Rucki

Obálka/Umschlag: Mgr. Tomáš Rucki

Časopis je zařazen do mezinárodní databáze EBSCO.
Die Zeitschrift ist in der internationalen Datenbank EBSCO registriert.
The journal is included on the international database EBSCO.

© Ostravská univerzita v Ostravě, Filozofická fakulta, 2014

Reg. č. MK ČR E 18718
ISSN 1803-408X

ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS

STUDIA GERMANISTICA

Nr. 14/2014

Inhalt

SPRACHWISSENSCHAFT

Schlachtet der Priester am Sonntag das Lamm?! Zu ausgewählten deutschen Übersetzungen der ostkirchlichen Chrysostomos-Liturgie
Eva Maria HRDINOVÁ 5

Die Rezeption der Theorie des radikalen Argumentativismus in der deutschsprachigen Argumentationsforschung
Marie KRAPPMANN 17

Kognitiv-linguistischer theoretischer Ansatz beim Simultandolmetschen vs. andere SD-Modelle
Jaroslav STAHL 35

Metaphern in der Sprache der Psychologie. Wodurch wird die fachliche Definition von Emotionen für Laienrezipienten leichter verständlich?
Šárka VALOVÁ 43

Wissenschaft ist Politik, Wissenschaft und Politik sind Moral. Jacob Grimms Bedeutung für die deutsche Sprachwissenschaft damals und heute
Norbert Richard WOLF 49

LITERATURWISSENSCHAFT

Das Problem der „Tschechenfeindlichkeit“ in den literarischen Adaptionen der Lebensgeschichte des böhmischen Königs Přemysl Otakar II. Am Beispiel von Franz Grillparzer und František Zavřel
Miroslav URBANEC 61

BUCHBESPRECHUNGEN

Germanoslavica (2013/2): Deutschmährische Literatur
Irena ŠEBESTOVÁ 77

Šichová, Kateřina (2013): Mit Händen und Füßen reden. Verbale Phraseme im deutsch-tschechischen Vergleich
Eva CIEŚLAROVÁ 79

Radek Malý (2012): Domovem v jazyce. České čtení Paula Celana [Zu Hause in der Sprache. Paul Celan aus tschechischer Sicht]
Miroslav URBANEC 81

Höller, Hans (2013): Eine ungewöhnliche Klassik nach 1945. Das Werk Peter Handkes
Thomas SCHNEIDER 84

Schlachtet der Priester am Sonntag das Lamm?!

Zu ausgewählten deutschen Übersetzungen der ostkirchlichen Chrysostomos-Liturgie

Eva Maria HRDINOVÁ

Abstract:
Does the priest slaughter the lamb on a Sunday? On selected German translations of the Liturgy of St John Chrysostom

The article examines issues connected with the translation of certain specific concepts and aspects of reality in the Liturgy of St John Chrysostom, i.e. the liturgy of the Eastern Churches. The author focuses on modern Orthodox German translations of this liturgy in the context of issues related to the translation of selected specific concepts and aspects of reality from the Greek and Old Church Slavonic original texts into modern German. The article also examines the translation of theological terminology. The analysis applies the theory of text filters, which is currently a widely used approach in translation criticism.

Key words:
translation theory, translation of terminology, theory of text filters, translation of specific concepts and aspects of reality, translation of religious vocabulary, translation of theological terminology, liturgy of St John Chrysostom, Proskomedia

0. Ziel des Beitrags

Der Priester stößt sodann die heilige Lanze seitlich von unten in die rechte Seite […]*, hebt das Lamm heraus und spricht: „Denn sein Leben wird von der Erde hinweggenommen.“*
[Jes. 53,8] (Malcev 1976:14)

Es gibt durchaus religiöse Rituale, insbesondere in den Ländern des Orients, bei denen ein Lamm auf rituelle Art und Weise geschlachtet wird. Die Schlachtung eines Lammes wird jedoch am Sonntag und beim christlichen Gottesdienst nicht vorgenommen. Der oben zitierte und für viele Rezipienten unklare Text entstammt einer christlichen Sonntagsliturgie und kann im Falle der Unkenntnis bestimmter Realien auch als eine tatsächliche Schlachtung eines Lammes interpretiert werden. Unter anderem ist diese mögliche Interpretation durch eine bestimmte Übersetzungsmethode verursacht.

Der vorliegende Beitrag[1] behandelt zwei Übersetzungen der ostkirchlichen[2] Chrysostomos-Liturgie ins Deutsche in Bezug auf deren Charakter und die verwendete Übersetzungsmethode. Er widmet sich vor allem der Übersetzung von sog. Realien.[3]

1. Vorüberlegungen

1.1 Die Chrysostomos-Liturgie

Die Chrysostomos-Liturgie,[4] welche wohl vom Erzbischof von Konstantinopel Johannes Chrysostomos (347–407) niedergeschrieben wurde, ist der Hauptgottesdienst der Ostkirchen. Die Liturgie besteht aus drei Teilen: der Proskomidie („Vorbereitung"), der Liturgie der Katechumenen und der Liturgie der Gläubigen. Es gibt durchaus Parallelen zur „westlichen" Messe im römischen Ritus; so etwa entspricht die Liturgie der Katechumenen, wo biblische Lesungen, Fürbitten (Ektenien) oder Psalmen zu hören sind, dem sog. „Wortgottesdienst" und die sog. „Liturgie der Gläubigen", wo es zur Konsekration von Brot und Wein und zur Kommunion usw. kommt, dem sog. „Opfergottesdienst". Der erste Teil der Chrysostomos-Liturgie, die Proskomidie, d. h. Vorbereitung der Opfergaben, hat keine Entsprechung im römischen Ritus.

Ich habe mich entschieden, für die Analyse gerade Textabschnitte aus der Proskomidie heranzuziehen. Die Gründe für die Wahl gerade dieses Textes waren folgende: Es wird angenommen, dass genau dieser Teil der Chrysostomos-Liturgie dem Übersetzer ins Deutsche erhebliche Schwierigkeiten bereitete, nicht nur wegen der sprachlichen, sondern vor allem wegen der kulturellen Unterschiede.

An dieser Stelle wird die Proskomidie kurz kommentiert. Die Proskomidie ist im Unterschied zu den anderen Teilen der Chrysostomos-Liturgie nicht öffentlich; sie findet hinter der Ikonostase statt – an der „Vorbereitung" nehmen also nur Geistliche Teil.

Die Vorbereitung der Opfergaben (Brot und Wein) auf die „eigene Liturgie" besteht darin, dass u. a. das Opferbrot (auch als *Prosfora* bezeichnet) auf eine bestimmte Art und Weise vom Priester geschnitten wird, wobei bestimmte Gebete gesprochen werden. Beim Schneiden wird für weitere liturgische Zwecke ein bestimmter Teil herausgenommen, genannt *das Lamm*. Das Opferbrot wird mit einem speziellen Messer geschnitten, das man *heilige Lanze* nennt. Sichtbar ist dabei die Allusion auf die Geschichte aus der Bibel, wo Jesus nach seinem Tode am Kreuz von einem Soldaten mit der Lanze durchbohrt wurde. Gerade dieses Blut wird dann ein wichtiger Bestandteil der sogenannten Grals-Legende, die für die mittelalterliche Literatur und Kultur von Bedeutung war.[5] Es ist markant, dass bei dem Schneiden des Opferbrotes an alte Legenden und Rituale erinnert wird, die dem heutigen Rezipienten nicht immer bekannt sein müssen.

Der Translator muss bei der Übersetzung der Proskomidie mehrere Spezifika in Betracht ziehen, die mit der Übersetzung des liturgischen Textes verbunden sind, so etwa die Intertextualität (eingebettete biblische Zitate und Texte),[6] rhythmischen Charakter (die Texte werden eigentlich gesungen), poetische Sprache, aber auch die Anwesenheit bestimmter kulturgebundener Realien (oft äquivalentloser Lexik) und nicht zuletzt theologischer und anderer Fachlexik usw.

---

1 Für methodische Unterstützung und fachliche Ratschläge bedanke ich mich bei Herrn Univ.-Prof. Dr. Dr. h.c. Dr. h.c. Norbert Richard Wolf. Für Informationen über theologische Realien bedanke ich mich hiermit bei Herrn P. doc. ThDr. PaedDr. Andrej Slodička, PhD.

2 Als Ostkirchen werden in diesem Beitrag die orthodoxe und die griechisch-katholische Kirche verstanden.

3 Dabei wird die sog. Theorie der Textfilter verwendet, die auch in der Translationskritik verwendet wird und auf die folgend im Text verwiesen wird.

4 Zu linguistischen Merkmalen der Textsorte „liturgischer Text" vgl. Greule (2003:293–306).

5 Nach dieser Legende fing Joseph von Arimathäa das Blut Christi in einen Kelch auf (Gralsblut, heiliger Gral). Vgl. Dillenburger (2010).

6 Da muss der Übersetzer sich für eine kanonisierte vorhandene Bibelübersetzung entscheiden.

In diesem Beitrag konzentriere ich mich auf die Übersetzung von denjenigen Realien, die mit der oben beschriebenen Handlung zusammenhängen, sich also auf das Schneiden des Opferbrotes beziehen. Dementsprechend werden aus der Proskomidie (einem etwa 17–20 Seiten langen Text) nur bestimmte Auszüge genommen. Bei der „Übertragung" der Handlung des „Brotschneidens" muss sich der Übersetzer entscheiden, wie er die alte Realität der heutigen Zeit anpasst und ob überhaupt. Wie oben schon angedeutet wurde, droht bei einer genauen, aber nicht die heutige Zeit reflektierenden Übersetzung die Gefahr, dass der Rezipient die Brotschneidung auch als ein Tieropfer interpretiert. Unterschiedliche Ansätze von „Anpassungsstrategien" werden auch in meiner Analyse gezeigt. Zu einem weiteren Translationsproblem wird auch die Tatsache, dass die Chrysostomos-Liturgie über zweierlei Originalquellen verfügt, die griechische und die kirchenslawische.

Vor der eigenen Analyse konzentriere ich mich zuerst auf die Übersetzungsgeschichte der Chrysosthomos-Liturgie ins Deutsche, die die kulturelle Ferne zwischen der „Welt des Originals" und „Welt des Translats" zeigt und nicht zuletzt auf die Funktion der Texte. Nachfolgend konzentriere ich mich auf die theoretische Behandlung der Realienübersetzung. Dabei muss betont werden, dass gerade die Realienübersetzung in den Texten eine deutliche Diskrepanz zeigt, die zwischen dem alten und in der anderen Kultur verankerten Originaltext herrscht – in Bezug auf die Funktion und auf ihre neueren Übersetzungen ins Deutsche.

1.2 Die deutschen Übersetzungen der Chrysostomos-Liturgie

Die Tatsache, dass ostkirchliche liturgische Texte auch mehrfach ins Deutsche übersetzt wurden, scheint zunächst eine contradictio in adjecto zu sein, weil der deutsche Sprachraum schon seit Jahrhunderten mit der westkirchlichen Kultur verbunden ist. Die Übertragung fremder kultureller Realien christlichen Charakters ist für den deutschen Kultur- und Sprachraum bereits im Mittelalter anzunehmen, als sich in der deutschen Sprache die westliche christliche Terminologie etabliert hatte. Weniger bekannt ist dagegen die Tatsache, dass es zu einem ähnlichen Durchdringen fremder christlicher Inhalte in den deutschen Sprachraum nochmals zu einem viel späteren Zeitpunkt kam, konkret ab dem Ende des neunzehnten und im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts. Bei jenen fremden Inhalten handelt es sich um christliche Realien der Ostkirchen (orthodox und griechisch-katholisch), deren Übernahme in die deutsche Kultur im Zusammenhang mit der Ankunft des russischen Adels sowie russischer Kaufleute in die deutschsprachigen Länder gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts erfolgte. Dieser Trend wurde dann im zwanzigsten Jahrhundert weiter fortgesetzt, vor allem dank der Gastarbeiter aus den slawischen südost- und osteuropäischen Ländern, aber auch beispielsweise aus Rumänien und Griechenland. Für die Bedürfnisse dieser Personengruppen wurden in größeren Städten Deutschlands orthodoxe Kirchen errichtet. Die orthodoxen und griechisch-katholischen nationalen Gemeinden blieben nicht isoliert und es wurden Kontakte mit der deutschsprachigen Bevölkerung gepflegt.

Für die neuen, ursprünglich deutschsprachigen Gläubigen wurden Übersetzungen liturgischer Texte ins Deutsche angefertigt. Bereits bei der anfänglichen Untersuchung der Übersetzung der Chrysostomos-Liturgie ins Deutsche muss man sich folgenden Problemfalls bewusst werden: Die Originalfassungen der zu analysierenden Texte gehören voll und ganz der östlichen, orthodoxen Kultur an. Diese sollte nun auch in den deutschen Übersetzungen präsent sein. Die ostkirchliche, byzantinisch geprägte Kultur zeichnet sich durch die Bemühung um Petrifikation aus, auf der anderen Seite werden auch ihre kulturellen Werte, also die Religion übertragen, vor allem dank verschiedener gesellschaftlicher und politischer Umstände. Die Übertragung dieser Werte fällt verschieden aus, je nachdem, ob es sich bei dem Zielland um die slawischen böhmischen Länder handelt (eine Art Übergangszone zwischen dem christlichen Osten und Westen) oder aber um den deutschsprachigen Zielraum. Zu den bekanntesten Übersetzungen der Chrysostomos-Liturgie ins Deutsche gehören die Übersetzung von Alexij Malcev (1880, 1975) und Anasthasios Kallis (2000), die in diesem Beitrag behandelt werden.

2. Analytische Methode

2.1 Realien in der Übersetzung

Als Realien werden meistens „Wörter für Gegenstände, Begriffe und Situationen“ verstanden, „die in der praktischen Erfahrung der Träger einer anderen Sprache einfach nicht vorhanden sind“: konkret also zum Beispiel Bezeichnungen für bestimmte landestypische Speisen, Trachten, Institutionen, Feste, Bräuche usw. (Barchudarov 1979:101, zitiert nach URL3, Forgácz 2003:2). In Bezug auf die Textsorte *liturgischer Text* (der Ostkirchen), gehört auch ein großer Teil der kirchlich-religiösen Lexik zu den Realien, denn er bezeichnet bestimmte liturgische Vorgänge, Lieder, Handlungen oder Instrumente, die für eine bestimmte (ostkirchliche) Realität typisch sind. In dem von uns analysierten Abschnitt aus der Proskomidie gelten als Realien z. B. die bereits erwähnten Lexeme *Diskos*, Bezeichnung für eine kleine Scheibe, auf die das bei der Proskomidie geschnittene Brot gelegt wird, oder „heilige Lanze“, ein lanzenförmiges Messer, mit dem das Brot auf eine bestimmte Art und Weise geschnitten wird. Einige von den Bezeichnungen für liturgisch verwendete Realien können auch in theologischen Lexika als Fachwörter kodifiziert und in theologischen Fachtexten verwendet werden.

2.2 Die Theorie der Textfilter

Die bereits erwähnte Theorie der Textfilter von Harvey und Higgins, die aber auch über den Rahmen der Realienübersetzung hinaus angewendet wird, stellt die Übertragung der Mitteilung aus einer Kultur in eine andere in den Vordergrund, welche bei ihnen als sog. kulturelle Transposition bezeichnet wird. Diese wäre somit ein Oberbegriff für verschiedene Abweichungen von der wortwörtlichen Translation, die eine hundertprozentige Anpassung des Originals an die Zielsprache und Zielkultur bedeuten würde, was aber in der Praxis nicht immer möglich ist.[7] Zu den einzelnen Abweichungsstufen zählen unter anderem **Exotismen**, also Übernahmen aus der Ausgangssprache in die Zielsprache (z. B. *Geisha*, *Pagode*),[8] **kulturelle „Transplantationen“**[9] (z. B. *Jack and Jill – Hänsel und Gretel*), **kulturelle Entlehnungen** (domestizierte Begriffe wie *langue*, *parole*), **Lehnübersetzungen**[10] (wortwörtliche Übersetzung, z. B. nach Knittlová (2000) das deutsche aus dem Englischen wörtlich, jedoch nicht wortwörtlich[11] übersetzte Lexem *Wolkenkratzer* oder das tschechische Lexem *zapřičinit*, wortwörtlich übersetzt aus dem deutschen Wort *verursachen*) sowie **kommunikative Übersetzungen** (z. B. *No entry – Eintritt verboten*)[12] (Harvey/Higgins 1992, Knittlová 2000).

Ziel dieses Beitrags ist primär festzustellen, inwiefern diese betont interkulturell[13] ausgerichtete Kulturfilter-Theorie auf die Translation eines Mischtextes (= eines nicht belletristischen Textes, aber auch keineswegs eines Fachtextes), also eines liturgischen Textes anwendbar ist, der jedoch deutliche Parallelen sowohl mit belletristischen Texten als auch mit Fachtexten aufweist und bei

[7] Eigentlich handelt es sich um verschiedene Stufen auf der Achse zwischen der wortwörtlichen und freien Übersetzung; vgl. dazu z. B. Kautz (2002) und seine Abstufungen zwischen der dokumentarischen (wortwörtlichen, formfixierten) und instrumentellen (inhaltfixierten) Übersetzung. Die Begriffe „dokumentarisch“ und „instrumentell“ entstammen den theoretischen Überlegungen von Christiane Nord (vgl. Kautz 2002).

[8] Für alle nicht deutschsprachigen Beispiele siehe Knittlová (2000).

[9] Dieser Begriff entspricht eigentlich dem sogenannten funktionalen Äquivalent.

[10] Bei Harvey/Higgins (1992) als Calque bezeichnet.

[11] Obwohl bei Knittlová (2000) das Äquivalent *Wolkenkratzer* für eine wortwörtliche Übersetzung (Lehnübersetzung) des englischen *skyscraper* gehalten wird, handelt es sich nicht um eine Lehnübersetzung, vgl. dabei die Unterschiede zwischen dem englischen Wort *sky* (= *Himmel*) und dem deutschen Wort *Wolke* (= *cloud*).

[12] Diese Stufen gehören zum kulturellen Schema der Textfilter. Harvey und Higgins entwarfen des Weiteren ein ganzes Textfilterschema, in dem weitere vier Stufen vertreten sind: die formale, die semantische sowie die Stufen der Varietäten und der Register.

[13] Die Interkulturalität halte ich für ein wichtiges Kriterium in Bezug auf die Translation des liturgischen Textes, siehe Schneider (2007).

dessen Translation (besonders vom Griechisch-Kirchenslawischen ins Deutsche) die Interkulturalität eine wichtige Komponente ist (vgl. Hrdinová 2013).

Sekundär bezieht sich die Analyse auf die Translation von konkreten religiösen Lexemen, größtenteils Fachtermini. Nach Harvey/Higgins (1992) ist gerade die Anwesenheit der oben erwähnten **kulturellen Entlehnungen** typisch für Fachtexte, besonders für geisteswissenschaftliche, und viele Fachtermini werden auf diese Weise übersetzt. Da der liturgische Text eine deutliche Nähe gerade zum geisteswissenschaftlichen Fachtext (vor allem dem theologischen) aufweist, kann als eine der Hypothesen dieses Beitrags gelten, dass „kulturelle Entlehnungen" auch beim liturgischen Text vorkommen, was seine deutliche Nähe zum theologischen Fachtext noch bestärken könnte (Hrdinová 2013).

Dieselben kulturellen Entlehnungen sind ebenfalls für Übersetzungen der Bibel typisch, man denke dabei an Nidas dynamische Äquivalenz usw., und der biblische Text steht dem liturgischen Text ebenfalls nahe, und es können auch translationspraktische Parallelen festgestellt werden. Interessant bei Harvey/Higgins (1992) ist auch das Auftreten der Lehnübersetzungen. Diese Translationsmöglichkeit sehen die Autoren als eine typische Möglichkeit für die Übertragung fremden Textes mit in der Zielsprache und -kultur nicht etablierten Sachverhalten. Da jedoch die östliche Liturgie als eine petrifizierte gilt und die Originalsprachen Griechisch und Kirchenslawisch in der ostkirchlichen Welt eine Rolle spielen,[14] ließe sich eine Gebundenheit der deutschen Translate an den griechischen und/oder kirchenslawischen Urtext voraussetzen. Als eine Hypothese dieses Beitrags könnte eine größere Gebundenheit der älteren Übersetzung ans Griechische und Kirchenslawische gelten, wobei dann bei jüngeren Übersetzungen die Lehnübersetzungen durch kulturelle Entlehnungen ersetzt werden könnten.[15]

3. Die Analyse der Proskomidie

3.1 Malcevs Übersetzung

Die Übersetzung Alexij Malcevs stammt aus dem Jahre 1880. Es handelt sich dabei um die älteste deutsche Übersetzung der Chrysostomos-Liturgie überhaupt. Nicht ohne Belang ist auch die Tatsache, dass Alexij Malcev auch in Böhmen wirkte und dass er vielleicht auch die erste tschechische orthodoxe Übersetzung der Chrysostomos-Liturgie beeinflusst haben mag. Die Liturgie wurde im Jahr 1975 neu herausgegeben und liegt in dieser Neuausgabe diesem Beitrag zugrunde. In ihrer Entstehungszeit handelte es sich bei der Übersetzung von Malcev um eine neue Übersetzung, die als eine Pionierübersetzung, welche eine fremde Kultur an die deutsche anzunähern versucht, bezeichnet werden kann. Von den Rezipienten wurden jedoch wenigstens Grundkenntnisse der ostkirchlichen Realien vorausgesetzt, wenn auch ausgewählte fremde Realien, vor allem theologische Fachwörter im Anhang erklärt werden, samt einigen Abbildungen (so etwa der Abbildung der Ikonostase usw.). Die Neuausgabe hat sich in dieser Hinsicht von der Erstausgabe nicht sonderlich unterschieden, obwohl dem Text ein Glossar mit den wichtigsten liturgischen Termini samt Bildern (unter anderem einem Schema der Brotschneidung bei der Proskomidie) angehängt wurde.

Bei dem analysierten Teil sieht die Situation folgendermaßen aus: Die Übersetzung von Malcev charakterisiert in dem ausgewählten Textabschnitt aus der Proskomidie eine allgemein wortgetreue Übertragung von griechischen[16] (und kirchenslawischen)[17] Satzkonstruktionen, wie das folgende Beispiel demonstriert:

[14] Die gesamte ostkirchliche theologische Terminologie entstand im Griechischen.

[15] Dies war etwa der Fall bei der neuesten tschechischen orthodoxen Übersetzung der Chrysostomos-Liturgie von Marek Krupica und Jiří Stránský aus dem Jahre 2008 (Krupica/Stránský 2008).

[16] Für fachliche Ratschläge in Bezug auf die griechische Originalsprache bedanke ich mich hiermit bei Frau Mgr. Mária Schwingerová.

[17] Es wird vorausgesetzt, dass Alexej Malcev aus dem Kirchenslawischen übersetzte; der spätere Übersetzer Anastasios Kallis übersetzte aus dem Griechischen mit Rücksicht auf das Kirchenslawische.

> *„Du hast uns erlöst vom Fluche des Gesetzes durch Dein kostbares Blut; an das Kreuz genagelt und von* ***der Lanze*** *durchbohrt, hast Du Unsterblichkeit für die Menschen hervorquellen lassen; unser Heiland, Ehre sei Dir.“*
>
> *Ἐξηγόρασας ἡμᾶς ἐκ τῆς κατάρας τοῦ Νόμου, τῷ τιμίῳ σου Αἵματι·τῷ Σταυρῷ προσηλωθείς καί τῇ λόγχῃ κεντηθείς, τήν ἀθανασίαν ἐπήγασας ἀνθρώποις, Σωτήρ ἡμῶν δόξα σοι.*
>
> искꙋпилъ ны еси ѿ клѧтбы ꙁаконнıѧ честною твоıею кровию: на крестѣ пригвоꙁдивсѧ и копıемъ прободсѧ, беꙁсмертıе источилъ еси человѣкѡмъ: спасе нашъ, цлава тебѣ.
>
> (Malcev 1976:14)

Lexikalisch gesehen ist der Text durch die Beibehaltung der Originalrealien charakterisiert, wodurch es einem der Realien nicht kundigen Rezipienten erschwert wird, diese zu verstehen, vgl.:

> *Der Priester nimmt hierauf die erste* ***Prosphorá*** *in seine linke Hand und die* ***heilige Lanze*** *in seine Rechte, macht* ***mit der Lanze*** *dreimal das Zeichen des Kreuzes über* ***das Siegel der Prosphorá*** *und spricht:*
>
> таже пıемлетъ свѧщенникъ лѣвою оубѡ рꙋкою а҃ просфорꙋ, десною же с҃тое копıе, и ꙁнаменꙋѧ имъ триждъı верхꙋ печати просфоръı, глаголетъ: (Malcev 1976:14)

Die Beschreibung der Handlung wird im folgenden Abschnitt weiter fortgesetzt:

> *Der Priester stößt sodann die* ***heilige Lanze*** *seitlich von unten in die rechte Seite* ***der Prosphorá****,* ***hebt das Lamm heraus*** *und spricht: „Denn sein Leben wird von der Erde hinweggenommen“* [Jes. 53,8]. *Er legt alsdann* ***das Lamm*** *mit dem Siegel nach unten auf den* ***heiligen Diskos****.*
>
> свѧщенникъ же, вложибъ с҃тое копıе ѿ косвенныѧ десныѧ страны просфоры, вꙁимаетъ ц҃тыихлѣбъ, глаголѧ сице: ıако вꙁемлетсıа ѿ ꙁемли животъ егѡ. и положибъ и вꙁнакъ на с҃тѣмъ дıскосѣ. (Malcev 1976:14)

Es ist offensichtlich, dass es sich bei der Übersetzung der zitierten Passagen um eine wortgetreue Übertragung handelt, und zwar auch im Hinblick auf den entlehnten Wortschatz. Damit sind jedoch nicht nur Entlehnungen spezifischer Termini, wie zum Beispiel *Prosphora* und *Diskos* gemeint, sondern auch ein Wortschatz, welcher im allgemeinen Sprachgebrauch über eine andere Bedeutung verfügt, wie es beispielsweise bei den Lexemen *die Lanze* und *das Lamm* der Fall ist.

Das griechische Wort *prosfora*, welches in der gleichen Form ins Altkirchenslawische entlehnt wurde und welchem im Deutschen die Lehnübernahme *die Prosphora* entspricht, bedeutet eigentlich ‚das Bringen‘, ‚das Gebrachte und Abgegebene‘. Das Präfix *pros* bedeutet ‚etwas, was in einer Richtung zu jemandem ist‘, ‚gegen‘, ‚gegenüber‘ oder angesichts; oder auch so viel wie ‚bei‘ oder ‚vor‘, aber meistens zeigt es eine Absicht, ein Ziel oder eine Beziehung an. *Fora*, die zweite Komponente des Wortes, entstammt dem griechischen *ferein* (‚tragen‘), vgl. das Verb *prosferein* (‚hintragen‘, ‚vortragen‘, ‚darbringen‘). In den neutestamentarischen Texten heißt dieses Verb ‚opfern, eine Gabe bringen‘ – siehe hierfür auch Lampe (1961:1184): ‚1. bringing forward, producing, 2. setting forth (of food), 3. sacrifice (Christ's sacrifice, christian sacrifice of worship and prayer, of eucharist)‘. In Bezug auf die Kulturfilter-Theorie handelt es sich bei den ins Deutsche übernommenen Lexemen *Prosphora* und *Diskos* um kulturelle Entlehnungen, die heutzutage als deutsche ostkirchliche liturgische Termini dienen. Die Beziehung zum griechischen Prius[18] ist beim deutschen Wort *Lanze* nicht mehr zu erkennen,[19] vgl. das griechische *lonche*, das lateinische *lancea* und nicht zuletzt auch das deutsche Wort *Lanze* sowie auch das griechische Verb *loncheuein* (‚mit der Lanze erstechen/durchbohren‘), in der liturgischen Bedeutung ‚cutting eucharistic bread‘ (Lampe 1961:811). Das Wort *Lanze* (*heilige Lanze*) stellt ein volles, wortwörtliches Äquivalent dar, auch

[18] Im Kirchenslawischen wird das Wort просфора verwendet, also eine Lehnübernahme aus dem Griechischen.

[19] Vgl. die lexikalische Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚die Lanze – aus einem langen Schaft und einer Spitze (aus Metall oder einem anderen harten Material) bestehende, für Stoß und Wurf bestimmte Waffe‘, siehe www.duden.de.

wenn es sich formal nicht um eine Lehnübersetzung handelt. Ähnlich sieht die Situation beim deutschen Lexem *das Lamm* aus. Diesem Lexem[20] entspricht im Griechischen das Wort *amnos* (*amnos theou* – ‚Lamm Gottes‘, Joh. 1,36), vgl. auch das lateinische *agnus* und kirchenslawische *agnecь* (агнець).

Im Hinblick auf die in der Übersetzung Malcevs beschriebene Vorbereitung der eigentlichen liturgischen Handlung ist ersichtlich, dass die ursprünglichen Bedeutungen der Lexeme *die Lanze* und *das Lamm* hier in einer polysemen und voll metaphorischen[21] Wortbedeutung gebraucht werden, und zwar anhand der Ähnlichkeit oder allgemeiner Zusammenhänge: Das *Lamm* ist ein Teil des Opferbrotes, und bei der *Lanze (heilige Lanze)* handelt es sich um einen messerähnlichen Gegenstand, mit dem das Brot geschnitten wird, und welcher an die Lanze durch die äußere Ähnlichkeit erinnert. Ohne den Kontext könnte, wie oben bereits angedeutet, das Lexem *Lamm* als Tieropfer interpretiert werden oder wäre zumindest unklar.

Die Polysemie, wenn auch ohne metaphorische Konnotationen, kommt auch im Falle der Lexeme *Mischung* und *Vereinigung* zum Vorschein (kirchenslawisch *soedinenije*, соединеніе), vgl.:

> *Der Diakon bringt Wein mit etwas Wasser vermischt und sagt: „Segne, Gebieter, die heilige Vereinigung!“*
>
> діаконъ же, пріемъ вино и водꙋ, глаголет ко свѧщеннікꙋ: благослови, владыко, ст҃ое соединеніе.
> [Die griechische Variante der Aussage des Priesters:] *Εὐλόγησον, δέσποτα τὴν ἁγίαν ἕνωσιν.*
> (Malcev 1976:15)

> *„Nachdem der Priester* ***die Mischung***[22] *gesegnet hat, gießt sie der Diakon in den heiligen Kelch. Der Priester nimmт sodann die zweite Prosphorá und spricht…*
>
> и вꙁемъ над ними благословеніе, вливаетъ во ст҃ыи потиръ ѿ вина вкꙋпѣ и воды. свѧщеннікъ пріемъ въ рꙋцѣ вторꙋю просфорꙋ, глаголетъ:“ (Malcev 1976:15)

Es muss angemerkt werden, dass die Bedeutung, in der die Lexeme *Mischung* und *Vereinigung*[23] gebraucht wurden, sich von derer üblichen lexikalischen (und terminologischen) Bedeutung unterscheidet, d. h. bei *Mischung* handelt es sich um eine Mischung im chemischen Sinne und bei *Vereinigung* um eine Verbindung, aber auch um eine Bewegung oder einen Verein (juristisch gesehen).[24]

Einen weiteren Nachweis der Polysemie, die bei der Übersetzung Probleme bereiten kann, stellt das Lexem *Partikeln* dar, welches hier die einzelnen herausgeschnittenen Teile der Prosphora bezeichnet, vgl. den Satz „Weiter folgt die Zeichnung: Anordnung der Partikeln auf dem Diskos.“ – von dem heutigen Rezipienten jedoch eher in Verbindung mit dem linguistischen Begriff („Partikel“) gebracht wird.[25] Im Griechischen wird für die Partikel (auch des eucharistischen Brotes) das griechische Femininum *meris* verwendet (Lampe 1961:843). Die kirchenslawische Entsprechung wäre dann častica, частица.

---

[20] Vgl.die lexikalische Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚das Lamm – junges Schaf im ersten Lebensjahr, (seltener) junge Ziege im ersten Lebensjahr, Lammfell, sanfter, geduldiger Mensch [voller Unschuld]‘, vgl. www.duden.de.

[21] Zur Übersetzung der Metapher vgl. Schneider (2007), Paschke (2000).

[22] Vgl. die lexikalische Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚die Mischung – das Mischen, Gemischtes, Gemisch‘, vgl. www.duden.de.

[23] Dem ursprünglichen griechischen Lexem henosis wird sich im Zusammenhang mit der Übersetzung von Anastasios Kallis gewidmet. Im kirchenslawischen Text wird das Lexem соединеніе verwendet, welches wortwörtlich ‚Einigung‘, ‚Vereinigung‘ bedeutet.

[24] Vgl. die Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚die Vereinigung – „das Vereinigen, Sichvereinigen, (Rechtssprache) Zusammenschluss, auch lockere Verbindung von [gleich gesinnten] Personen zur Verfolgung eines gemeinsamen Zwecks; zu bestimmtem Zweck gegründete (rechtlich unverbindliche) Organisation o. Ä.‘, siehe www.duden.de.

[25] Vgl. die Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚die Partikel – (Sprachwissenschaft) unflektierbares Wort (z. B. Präposition, Konjunktion, Adverb), (Sprachwissenschaft) unflektierbares Wort, das eine Aussage oder einen Ausdruck modifiziert und selbst kein Satzglied ist (z. B. *ja* in *Ist ja unglaublich!*), (katholische Kirche) Teilchen der Hostie, (katholische Kirche) als Reliquie verehrter Span des Kreuzes Christi‘, siehe www.duden.de.

Beim deutschen Äquivalent *Partikeln* handelt es sich um ein volles Äquivalent, wobei die Polysemie des Lexems Verständnisschwierigkeiten seitens des Rezipienten bereiten kann. Im Zusammenhang mit den bereits erwähnten Lexemen *Lamm* und *Lanze* besteht hier jedoch ein Unterschied: Die liturgische Bedeutung des Lexems wird (wenn auch in Bezug auf eine andere Konfession) im Sinne der ‚Teilchen einer Hostie' usw. kodifiziert.

3.2 Kallis' Übersetzung

Die Übersetzung von Anastasios Kallis stammt aus dem Jahre 2000 und erschien als dreisprachige Ausgabe, in welcher der Text neben in der deutschen Fassung auch in der griechischen und kirchenslawischen Fassung zu finden ist. Die Intention des Textes scheint somit eine zweifache zu sein: Einerseits soll es sich bei der Übersetzung um einen liturgischen Text handeln, der in der Praxis beim Gottesdienst verwendet werden kann, andererseits um eine kritische Ausgabe der Übersetzung, die eher für Fachleute bestimmt ist. Im Text befindet sich im Anhang ein Glossar, wo fast alle fremden Wörter erklärt werden.

Der Text der Übersetzung von Anastasios Kallis ist (entsprechend der Entstehungszeit) in modernerem Deutsch geschrieben. Es handelt sich um keine neue Konfrontationsübersetzung gegenüber der von Alexej Malcev, was die sich in beiden Übersetzungen wiederholenden Satzkonstruktionen belegen, wie beispielsweise […] *vor dem Rüsttisch und sagen: „Gott, sei mir Sünder gnädig und erbarme Dich meiner" (Θεὸς ἱλάσθητί μοι τῷ ἁμαρτωλῷ καὶ ἐλέησόν με.* б҃же, ѡчисти ма грѣшнаго и помилꙋи ма*).* Die Unterschiede im syntaktischen Bereich sind dabei eher gering, vgl. beispielsweise der Satz: *„Heb auf, Vater!"* („Zachovej, Otče!"); Malcev verwendet das Verb *schlachten*,[26] vgl.: *Ἔπαρον, δέσποτα*; пожри, владыко.

Die lexikalische Gestalt des Textes sieht folgendermaßen aus: Im Gegensatz zu den älteren Übersetzungen erscheinen lexikalische Varianten wie *loskaufen*[27] gegenüber *erkaufen*[28] oder *Krieger*[29] gegenüber *Soldat*[30] bei Malcev. Die Rubriken, d. h., methodische Anweisungen für die Priester, sind klarer, strukturierter und verständlicher, auch für einen nicht aus dem kirchlichen Umfeld stammenden Rezipienten, vgl. zum Beispiel:

> *P: „Gepriesen sei unser Gott allezeit, jetzt und immerdar und in alle Ewigkeit. Amen." – Der Priester nimmt das Opferbrot in die linke Hand, und mit der Lanze in der rechten macht er dreimal das Kreuzzeichen über die Siegel des Opferbrotes mit den Worten:*[31] *„Zum Gedächtnis unseres Heilandes Jesus Christus" (dreimal).* (Kallis 2000:18)

Der Wortschatz ist bei den Grundrealien, wie beispielsweise bei dem Wort *Diskos*, der gleiche wie bei Malcev. Das bei Malcev verwendete Wort *Prosphora* wird bei Kallis durch das Wort *Opferbrot* ersetzt, was eine allgemeinere Bedeutung hat und auch für den nicht eingeweihten Rezipienten verständlich ist. Das Äquivalent *Opferbrot* für das griechische Wort *prosfora*, das auch ins Kirchenslawische übernommen wurde, kann für ein Beispiel der *kulturellen Transplantation* gehalten werden. Im Falle der bereits bei Malcev behandelten Wörter *das Lamm* und *heilige Lanze* strebt der Übersetzer Kallis (wenn auch nicht immer konsequent) nach einer klaren und deutlichen Beschreibung

[26] Vgl. in diesem Zusammenhang die Konnotationen des Verbs im Hinblick auf „die Schlachtung des Lammes".

[27] Vgl. die Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚loskaufen – durch ein Lösegeld freikaufen', siehe www.duden.de.

[28] Vgl. die Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚erkaufen – durch Einsatz und Opfer gewinnen, durch [Bestechungs]geld u. Ä. gewinnen, sich verschaffen', siehe www.duden.de.

[29] Vgl. die Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚Krieger – (veraltet) Soldat, Angehöriger eines Heeres, einer Truppe, (Völkerkunde) zum Kampf ausziehender männlicher Stammesangehöriger', vgl. www.duden.de. Interessant ist dabei die Tatsache, dass in der neueren Übersetzung absichtlich ein Archaismus gewählt wurde.

[30] Vgl. die Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚Soldat – Angehöriger der Streitkräfte eines Landes, (DDR) unterster Dienstgrad der Land- und Luftstreitkräfte, (bei Ameisen und Termiten) [unfruchtbares] Tier mit besonders großem Kopf und besonders großen Mandibeln, das in der Regel die Funktion hat, die anderen Tiere des Staats zu verteidigen, (landschaftlich) Feuerwanze', vgl. www.duden.de.

[31] Vgl. griechisch: *Εὐλόγησον, δέσποτα, τὴν ἅγίαν ἕνωσιν*, und kirchenslawisch: благослови, владыко, с҃тое соединение usw.

der Proskomidie, und zwar auch um den Preis einer Verallgemeinerung oder Explikation des betreffenden Wortes, zum Beispiel:

> *Der Priester stößt die Lanze in die rechte Seite des abgeschnittenen Teiles und nimmt das Lamm heraus mit den Worten: P: „Denn sein Leben wird von der Erde fortgenommen."*
> *Die Schlachtung des Lammes symbolisierend legt der Priester das Lamm mit dem Siegel nach unten auf den Diskos.*
> *Der Priester schneidet (schlachtet) das Lamm, den Opfertod Christi am Kreuz symbolisierend* […]. (Kallis 2000:20–21)

Ähnlich verfährt er bei anderen Textstellen: *Dabei gießt der Diakon Wein und Wasser in den Kelch und bittet einschließend um den Segen: D: „Segne, Vater, die heilige Einigung!"*[32]

Dem Lexem *die Einigung* entspricht im Griechischen das Lexem *henosis*, welches eine Vereinigung nicht nur im einfachen Sinne (‚Vereinigung des Verschiedenen in Eines') bedeutet, sondern es handelt sich hierbei auch um einen philosophischen auf die Vereinigung mit der Gottheit und im neuplatonischen Sinne dann auf eine mystische Vereinigung mit „dem Einen" (*Hen*) hinweisenden Terminus. Die deutsche Variante *Einigung* ist ebenfalls möglich und kann für eine Lehnübersetzung gehalten werden. Freier sind dann die Malcevschen Varianten *Vereinigung* und *Mischung*, die bereits oben erwähnt wurden. So unterscheidet sich die Bedeutung des Äquivalents *die Vereinigung* vom griechischen *Prius* folgendermaßen: *Vereinigung* weist vielleicht mehr auf eine intensivere Vereinigung dieser Verschiedenheiten, auf die Aktivität beider Seiten hin, als es bei *Einigung* der Fall ist.

4. Schlussfolgerung

Obwohl aufgrund des nur beispielhaft gewählten lexikalischen Materials keine komplexeren Schlüsse gezogen werden können, lassen sich einige Tendenzen in Bezug auf die analysierten Texte feststellen. So bestätigt sich die Annahme, dass die Übersetzung von Malcev Vorkenntnisse des Rezipienten voraussetzt, denn **kulturelle Entlehnungen** bleiben für den nicht informierten Rezipienten unverständlich, so z. B. das Wort *die Prosphora*. Dasselbe gilt auch für die Übersetzung von polysemen Termini, die im heutigen Deutsch andere Konnotationen erwecken als dies im Originaltext der Fall war, vgl. etwa die Beispiele *das Lamm*, *die Lanze*. Die Übersetzung von Kallis bemüht sich demgegenüber um mehr Verständlichkeit, was die Erklärungen unbekannter Lexeme direkt im Text zeigen. Dabei bedeutet die Bemühung um Verständlichkeit bei Anastasios Kallis keineswegs eine vollständige Modernisierung seiner Übersetzung, was beispielsweise Lehnübersetzungen aus dem Griechischen belegen.

In Bezug auf die oben aufgestellten Hypothesen wurde Folgendes festgestellt:

- Hypothese 1: **Kulturelle Entlehnungen** sind für geisteswissenschaftliche Texte typisch und sind auch in liturgischen Texten vorhanden, was deren Nähe zu geisteswissenschaftlichen Texten aufzeigt. Da kulturelle Entlehnungen in beiden Übersetzungen vorhanden waren, kann konstatiert werden, dass sich die Hypothese in Anbetracht des untersuchten Materials bestätigt hat.
- Hypothese 2: **Kulturelle Transplantationen**, die in den Übersetzungen von biblischen Texten vorkommen, könnten auch in den zwei analysierten liturgischen Texten vorkommen, was auch eine Nähe der liturgischen Translation zur biblischen Translation bedeuten würde. Im behandelten Korpus findet sich jedoch nur ein Beispiel kultureller Transplantation, was nicht aussagekräftig genug ist, um die Hypothese voll zu bestätigen oder zu widerlegen.
- Hypothese 3: Die Anwesenheit von **Lehnübersetzungen**, die nach Harvey/Higgins (1992) vor allem bei der Translation nicht etablierter Terminologien vorkommen, wird infolge der

[32] Vgl. die Bedeutung des deutschen Äquivalents: ‚Die Einigung – das Sicheinigen, Einigwerden, das Einigen', www.duden.de.

Fixiertheit der deutschen ostkirchlichen liturgischen Terminologie auf die griechische und kirchenslawische theologische Fachlexik auch in den deutschen Übersetzungen der Chrysostomos-Liturgie belegt. Das analysierte Material zeigt, dass Lehnübersetzungen in den ins Deutsche übersetzten ostkirchlichen Texten zu finden sind und die Hypothese sich in dieser Hinsicht bestätigt hat. Im Zusammenhang mit der Anwesenheit von Lehnübersetzungen wurde am Anfang auch angenommen, dass die Lehnübersetzungen bei der älteren Übersetzung von Malcev häufiger vertreten sein würden und dass die Übersetzung von Kallis als eine modernere mehr mit kulturellen Transplantationen arbeiten würde. Diese Vermutung hat sich nicht bestätigt, denn die Übersetzung von Kallis steht dem griechischen Original noch näher als die ältere Übersetzung von Malcev, die vor allem vom kirchenslawischen Original ausging, wodurch die Beziehung zum griechischen „Uroriginal" nicht so stark war wie zur kirchenslawischen Vorlage (Hrdinová 2013).

Zurückkehrend zur Frage, ob und inwiefern die Theorie der Textfilter auch für den ostkirchlichen liturgischen Text anwendbar ist, kann man nach der durchgeführten Analyse die Aussage treffen, dass sie gut auf die Translation der Realien in den ostkirchlichen liturgischen Texten angewendet werden kann, weil sie als eine der neueren translations-kritischen Theorien sehr kulturgebunden ist. Was die einzelnen Stufen angeht, die Harvey und Higgins auf der besagten Achse zwischen der wortwörtlichen und freien Übersetzung sehen, konnten viele von ihnen auch im untersuchten Material gefunden werden. Über diese Stufen hinaus ließ sich dort noch eine weitere Gruppe feststellen, so etwa volle Äquivalente der griechischen und kirchenslawischen Prii, wie z. B. die Lexeme *Lamm*, *Lanze* usw., die jedoch keine Lehnübersetzungen sind, weil das von Harvey/Higgins vorausgesetzte formale Kriterium für die Calques bei ihnen fehlt.[33]

Im Großen und Ganzen lässt sich jedoch konstatieren, dass die Notwendigkeit des Kulturwissens, besonders bei der Translation des ostkirchlichen liturgischen Textes ins Deutsche sehr wichtig ist. Fremdes Kulturgut muss, wie es schließlich auch die Übersetzung von Kallis zeigt, verständlich in die Zielsprache und Kultur übertragen werden, damit der Leser letztendlich nicht glaubt, dass der Priester am Sonntag wirklich ein Lamm in der Kirche zu schlachten pflegt.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Die göttliche Liturgie unseres hl. Vaters Johannes Chrysostomos übersetzt von Alexij Malcev (1976). Leipzig.

Kallis, Anasthasios (Hrsg.) (2000): *Die Göttliche Liturgie der Orthodoxen Kirche*. Münster.

Sekundärliteratur:

Adam, Adolf (1989): *Grundriß Liturgie.* Leipzig.

Bugel, Walerian (2001): *Současné slovenské verze byzantské liturgie sv. Jana Zlatoústého*. Olomouc.

[33] Es handelt sich um lexikalische Simplizia und nicht um Komposita. In Bezug auf diese Mischgruppe ließe sich da vielleicht die Theorie der sog. „semantischen Calques" anwenden, was wir der weiteren Forschung überlassen.

Bugel, Walerian (2010): Pracovní verze českého pravoslavného překladu CHR z r. 2008. Pokus o charakteristiku. In: Marinčák, Štefan (Hrsg.): *Problematika prekladov do živého jazyka. Súbor štúdií*. Košice, S. 195–212.

Fluck, Hans R. (1991): *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie*. Tübingen.

Greule, Albrecht (2003): Liturgische Textsorten und ihr „Sitz im Leben". In: *Deutsche Sprache*, Nr. 31, Berlin, S. 293–306.

Harvey, Sándor/Higgins, Ian (1992): *Thinking Translation*. London; New York.

Hrdinová, Eva (2008): Andreas Malessa: kleines Lexikon religiöser Irrtümer. Von Abba bis Zölibat. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica*, Nr. 3, S. 161–165.

Hoffmann, Lothar (1988): *Vom Fachwort zum Fachtext*. Tübingen.

Hrdinová, Eva (2013): *Překlad liturgického textu v zrcadle teorie skoposu. Na příkladě translace východní Chrysostomovy liturgie do češtiny.* Bratislava.

Kautz, Ulrich (2002): *Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens*. München.

Knittlová, Dagmar (2000): *K teorii i praxi překladu*. Olomouc.

Krupica, Marek/Stránský, Jiří (2008): *Božská liturgie našeho svatého otce Jana Zlatoústého. Pracovní verze nového českého překladu*. Na základě textů v řečtině, církevní slovanštině, angličtině, ruštině a češtině přeložili a připravili Marek Krupica a Jiří Stránský. Příbram.

Lampe, Geoffrey W. H. (1961): *A Patristic Greek Lexicon*. Oxford.

Paschke, Peter (2000): *Metaphern und andere Probleme der literarischen Übersetzung am Beispiel von Daniele del Giudices „Das Abheben des Schattens vom Boden"*. Kassel.

Schneider, Antonia (2007): *Übersetzen als kulturelle Praxis. Pragmatik und Meta-Pragmatik des Übersetzens in institutionellen und ethnologischen Kontexten am Beispiel von Quechua und Spanisch in Huancavelica/Peru*. München. [Diss., unveröffentlicht].

Slodička, Andrej (2007): Význam učenia svätého Jána Zlatoústeho pre katolícku dogmatickú teológiu. In: Zozuľak, Ján (Hrsg.): *Život a dielo svätého Jána Zlatoústeho*. Prešov, S. 197–209.

Taft, Robert J. (2008): *Život z liturgie. Tradice Východu i Západu.* Olomouc.

Elektronische Quellen:

URL 1: www.duden.de [25. 3. 2014].

URL 2: http://venus.unive.it/paschke/pubblic/Paschke2000_ProblemeLitUebers.pdf [26. 3. 2014].

Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Projekts „Posílení rozvoje Centra výzkumu odborného jazyka angličtiny a němčiny na Filozofické fakultě Ostravské univerzity", CZ.1.07/2.3.00/20.0222.

Die Rezeption der Theorie des radikalen Argumentativismus[1] in der deutschsprachigen Argumentationsforschung

Marie KRAPPMANN

Abstract:
The reception of Radical Argumentativism in the context of German-language research of argumentation

The paper deals with the theses of so-called Radical Argumentativism, an approach which has been shaped and repeatedly modified by the French linguists Jean-Claude Anscombre and Oswald Ducrot since the end of the 1970s. After a brief summary of the fundamental questions of this approach in the context of research of argumentation, the reception of Anscombre and Ducrot's work in the German research of argumentation is outlined. In the process, the focus of interest lies on Atayan Vahram's book "The Macrostructures of Argumentation in German, French and Italian", published in 2006. Vahram's theses directly rest upon the theoretical basis of Radical Argumentativism. With the help of a discussion of his analysis of the indicators of argumentative weakness and strength, the article presents the advantages and disadvantages of Anscombre and Ducrot's approach, which have previously been received only peripherally in the German context.

Key words:
Radical Argumentativism, argumentative operators, argumentative modificators, topoi, intentional logic, argument

1. Einführung

Man wird wohl mit der Behauptung nicht übertreiben, dass der Zusammenhang zwischen dem Argumentationsvorgang und dessen sprachlicher Realisierung schon seit den Anfängen der Forschung über argumentative Prozesse ein relevantes Interessengebiet darstellte. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts kann man allerdings eine rasante Zunahme verschiedener Modelle der Argumentation verzeichnen,[2] wobei sich zugleich die Auseinandersetzung um die Rolle der sprachlichen Form im Argumentationsprozess verschärfte. Je nach der konkreten Ausprägung des argumentativen Modells schwankt die Intensität des Interesses an sprachlicher Signalisierung der Argumentation erheblich. Während in den logisch-kognitiven Modellen argumentativer Makrostrukturen die

[1] Dieser Begriff (‚l'argumentativsme radical') wurde von den französischen Linguisten Anscombre und Ducrot geprägt.
[2] Zur detaillierten Übersicht der verschiedenen Modelle vgl. Wohlrapp (2008:22–42); Kienpointner (1992:187–230); van Eemeren Frans H. et al. (1996: passim).

konkreten sprachlichen Realisierungen weitgehend unberücksichtigt bleiben,[3] stehen in den sprachlich-kommunikativen Modellen gerade die konkreten sprachlichen Manifestierungen im Zentrum des Interesses.

Seit Ende der 60er Jahre setzten sich immer intensiver Modellbildungen durch, die Alternativlösungen zu dem analytisch-logischen Argumentationsverständnis anboten. Zu den einflussreichsten gehörten die Ansätze, die von Stephen Toulmin und Chaim Perelman in Zusammenarbeit mit Olbrechts-Tyteca entwickelt wurden.[4] Beide verfolgten ein ähnliches Ziel: Die reduktionistische Gleichsetzung von Logik und Argumentationsanalyse in Frage zu stellen, um eine größere Vielfalt der (auch nicht-analytischen) Argumentationsprozesse kritisch zu beleuchten. Zum Objekt der Analyse wurde das „Verfahren vernünftiger Verständigung unter Bedingungen konstitutionellen Evidenzmangels“ erhoben (Kopperschmidt 1999:100). Es handelte sich dabei um „keine Kampfansage an die Logik schlechthin“, sondern um einen Alternativvorschlag, der durch die Einbeziehung des Ungewissheitsfaktors die Unterscheidung zwischen „rational“ und „reasonable“ offen legen würde (vgl. Kopperschmidt 1999:100). Erst diese Ansätze haben den Weg für radikalere Modellbildungen geebnet, die mehr oder weniger explizit daran anknüpfen. David Zarefsky, ein Vertreter des sprachlich-kommunikativ geprägten Einsatzes, der durchaus im Sinne von Toulmin und Perelman Argumentation als „practice of justifying decisions under conditions of uncertainty“ definiert, spricht bereits metaphorisch von der „Entthronisierung“ des rein analytisch-logischen Ansatzes: „Having dethroned the analytical ideal, we recognize that the outcomes of argument cannot be certain” (Zarefsky 1996:54).

Das Ziel des vorliegenden Aufsatzes ist, die Rezeption eines vor diesem Hintergrund formulierten Modells des „radikalen Argumentativismus“ im deutschen Sprachraum zu untersuchen. Daher wird vordergründig auf die Vermittlung der theoretischen Konzepte der Akzent gelegt, während die praktische Applizierung der dargestellten Modelle lediglich kursorisch angedeutet wird.

2. Grundsätzliche Thesen des radikalen Argumentativismus

Eine maßgebliche Rolle in dem Entwicklungsprozess der neueren, vor allem sprachlich-kommunikativen und pragmatischen Ansätze spielten die Thesen der französischen Wissenschaftler Jean Claude Anscombre und Oswald Ducrot, die seit den siebziger Jahren eine extreme Ausprägung des linguistisch zentrierten Modells vertreten. Ihre These des radikalen Argumentativismus musste seit ihrer Formulierung häufig scharfer Kritik standhalten und machte mehrere, teils grundlegende, Modifizierungen durch.

Der Ausgangspunkt für ihre Thesenbildung war die Überzeugung, dass jede Äußerung argumentativ ausgerichtet ist und zugleich die darauf folgende Äußerung präselegiert. Das impliziert, dass sich der argumentative Wert einer Äußerung in der linguistischen Struktur selbst verbirgt, während der kontextuelle Bezug als sekundär einzustufen ist.

> „[...] il existe, en français, des expressions, ni marginales ni exceptionnelles, dont l’utilisation discursive est soumise à certaines restrictions impossibles à déduire de leur valeur informative, même en dilatant à l’extrême cette dernière notion. Plus précisément, dès qu’un énoncé les contient, on voit apparaître des contraintes sur le type de conclusions en faveur desquelles il peut être utilize.“ (Anscombre/Ducrot 1983:22)

> [[...] im Französischen gibt es Ausdrücke – und sie sind weder selten noch ungewöhnlich – bei denen der diskursive Gebrauch bestimmten Einschränkungen unterliegt, die man nicht von ihrem informativen Wert ableiten kann, auch wenn man die Definition des informativen Werts im

[3] Zu den grundsätzlichen Angrenzungskriterien vgl. Atayan (2006:26–35 und 49–108). Zur weiteren Differenzierung zwischen den Argumentationstheorien und -studien vgl. auch URL 3 Bücker (2004:14).

[4] Als beinahe symptomatisch erscheint die Tatsache, dass die beiden bahnbrechenden Publikationen im gleichen Jahr (1958) herausgegeben wurden.

> extremen Maße erweitern würde. Genauer ausgedrückt: sobald eine Äußerung diese Ausdrücke enthält, bestimmen sie den Typ der Konklusion, welche durch die Äußerung gestützt werden kann.][5]

Obwohl diese grundlegende Einstellung in der Argumentationsforschung eher mit Verlegenheit aufgenommen wurde, wurden die daraus rührenden Überlegungen von Anscombre und Ducrot in verschiedenen Formen kritisch weiterentwickelt. Sowohl das von ihnen formulierte Prinzip der Skalarität als auch der Topos-Begriff bilden einen wichtigen Ausgangspunkt für neuere Argumentationsansätze, deswegen soll auf sie hier zumindest skizzenhaft eingegangen werden.

Ausgehend von dem Aristotelischen „doxa-Begriff" halten sie den Argumentationswert einer Äußerung für untrennbar von ihrem semantischen Wert. Eine große Rolle spielte dabei die Berücksichtigung der argumentativen Orientierung der einzelnen Teile der Äußerung, durch die die Differenzen in den Sequenzierungsmöglichkeiten erklärt werden können, obwohl der referentielle Bezug als identisch erscheint.[6] In der Analyse der einzelnen Äußerungen unterscheiden Anscombre und Ducrot in einer eigenwilligen Terminologie zwischen „énoncé-type"[7] und „énoncé (token)"[8] einerseits und der „phrase" andererseits, wobei „énoncé-type" das linguistische Material bezeichnet, aus dem die Äußerung besteht, „énoncé (token)" die konkreten Realisierungen und „phrase"[9] eine Art Tiefenstruktur,[10] die dem „énoncé" zu Grunde liegt. In einem Dialog wie:

> – *Wird Peter morgen kommen?*
> – *Ich hoffe.*

würde also dem „l'énoncé" *Ich hoffe* die „phrase" /Ich hoffe, dass p/ zu Grunde liegen, eine andere „phrase" würde der Äußerung *Ich hoffe* im isolierten Sinne zugeschrieben.[11] In diesem Sinne wird differenziert zwischen „sens de l'énoncé" (einem Sinn der Äußerung), der empirisch wahrnehmbar ist, und „signification de la phrase" (Bedeutung der Tiefenstruktur), die lediglich ein Konstrukt darstellt.[12] Eine große Rolle bei der Ergründung der Bedeutung der Tiefenstruktur spielt in diesem Ansatz die Festlegung der bereits erwähnten argumentativen Orientierung, die zu einer „formalen Relation" erhoben wird.[13] Der Ausgangspunkt war die Feststellung, dass Äußerungen mit den gleichen Wahrheitsbedingungen oft nicht als Argumente für identische Konklusionen akzeptabel sind. Das wohl bekannte Beispiel einer solchen Asymmetrie sind etwa die Äußerungen:

> *Peter hat die gleiche Statur wie Marie.*
> *Peter ist so groß wie Marie.*[14]

---

5 Alle Übersetzungen aus dem Französischen stammen von M. K.

6 Bsp. *avoire la même taille / être aussi grand*.

7 „Nous conviendrons d'appeler *énoncé-type* le matériau linguistique [...]" Anscombre/Ducrot (1983:84).

8 „Pour les diverses réalisations, nous choisirons le mot *énoncé* (c'est le token de l'école d'Oxford)" (1983:84).

9 „La première tâche de notre description sémantique sera donc l'assignation aux énoncés non pas d'un énoncé-type, mais d'une phrase, suite de symboles non nécessairement attestés dans l'énoncé" (1983:84).

10 Than Nyan (1998) bezieht sich auf den Begriff „phrase" mit dem Terminus „deep structure".

11 Corinne Iten macht zu Recht darauf aufmerksam, dass die von Anscombre und Ducrot formulierten Beispiele nur im Bezug auf die Einzelsprachen gültig sind. Für das Englische würden – in der Terminologie von Anscombre und Ducrot – zwei verschiedene énoncés verwendet: „I hope so." und „I'm hoping.". Hier muss angemerkt werden, dass auch im Deutschen der isolierte Gebrauch eher fraglich ist (vgl. Iten 1999:44).

12 „La signification de la phrase n'est donc qu'un construit théorique en vue du calcul du sens de l'énoncé" (Anscomre/Ducrot 1983:85).

13 „Ainsi, nous introduirons une relation formelle « avoir même orientation argumentative" (Anscombre/Ducrot 1983:97). Es wird davon ausgegangen, dass jeder Tiefenstruktur mehrere *contenus* (Inhaltsgehalte) zu Grunde liegen, einige davon begründet (*asserté*), einige präsupponiert (*présupposé*). In einer Äußerung wie *Peter ist so groß wie Marie*. ist der begründete Inhaltsgehalt [Peters Größe = Maries Größe], der präsupponierte Inhaltsgehalt [[Peters Größe = Maries Größe] und [Peter ist groß] haben die gleiche argumentative Orientierung] (vgl. Anscombre/Ducrot 1983:102).

14 *Pierre a la même taille que Marie. / Pierre est aussi grand que Marie*. (Siehe Anscombre/Ducrot 1983:23 ff.). Im Deutschen funktioniert das Beispiel auf eine ähnliche Art und Weise.

Falls die beiden Sätze negiert werden, stellt man fest, dass die zweite negierte Phrase (*Peter ist nicht so groß wie Marie*) indiziert, dass Peter kleiner sein muss, während dies bei der ersten Phrase nicht der Fall ist: Peter kann größer oder kleiner sein. Diese semantische Differenz hat laut Anscombre und Ducrot Einfluss auf die Art der Konklusion, die von dem jeweiligen Argument gezogen werden kann. Während die Konklusion *Peter ist groß für sein Alter* aus den beiden Äußerungen hervorgeht, kann die Konklusion *Peter ist klein für sein Alter* nur von der ersten Äußerung gestützt werden.[15]

Diese asymmetrischen Relationen werden mit Hilfe des Gesetzes der Negation (*La Loi de Négation*) und des Inversionsgesetzes (*La Loi d'inversion*) festgestellt.[16] Bei der Bestimmung der argumentativen Orientierung spielen zugleich die sog. argumentativen Operatoren (*opérateurs argumentatifs*) eine wichtige Rolle, also sprachliche Ausdrücke wie *aber, nur, fast,* welche die argumentative Orientierung bestimmen oder das argumentative Potential der Äußerungen einschränken. Allerdings wurde diese These mehrmals hinterfragt, vor allem durch Hinweis auf kontextuelle Bezüge, die bestimmte auf den ersten Blick unakzeptable argumentative Koorientierungen plausibel machen.[17]

Die endgültige Festlegung der argumentativen Orientierung geschieht mit Hilfe von argumentativen Prinzipien (Topoi), semantischen Strukturen, welche bereits auf dem Niveau der lexikalischen Prädikate feststellbar sind. Ein wichtiges Merkmal der Topoi ist, dass sie Skalar-Eigenschaften aufweisen. Die allgemeine Form des von Anscombre und Ducrot angenommenen Topos ist: „plus/moins un objet Q a une propriété P, plus/moins und objet Q´ a la propriété P´.“[18]

Der Weg zu der Idee der Topoi führte über die Revision der eigenen Theorien, die bereits 1983 erfolgte. Der Ausgangspunkt war die Kritik hinsichtlich der Kriterien der argumentativen Stärke und der argumentativen Opposition.[19] Nach der von Anscombre und Ducrot aufgestellten These müsste bei den Äußerungen *Der Fass ist voll* / *Der Fass ist fast voll* in Bezug auf die Konklusion *Wir können viel trinken* die erste Äußerung das stärkere Argument zum Ausdruck bringen. Diese argumentative Orientierung, dass nämlich p_1 stärkere argumentative Potenz besitzt als p_2, sollte stabil bleiben. In Bezug auf die Konklusion *Du musst noch Wein hineingießen* wird das Konzept des stärkeren Arguments allerdings außer Kraft gesetzt.[20] Gegen das allgemeine Kriterium der argumentativen Opposition können gleichfalls Beispiele angeführt werden. Äußerungen wie etwa *Das Abendessen ist fast fertig / Das Abendessen ist noch gar nicht fertig* sollten entgegengesetzte

---

[15] Wobei man sich im Deutschen fragen muss, ob das Schließen vom Argument zur Konklusion in der Äußerung „Peter ist klein für sein Alter, er ist so groß wie Marie“ wirklich dermaßen unakzeptabel ist.

[16] Zur Darstellung anhand der englischen Beispiele vgl. Iten (1999:47–53).

[17] Zum Beispiel macht Anscombre (1995:37) darauf aufmerksam, dass die Einschränkung durch die kontextuelle Einbettung geprägt ist. In einem Satz wie *Es ist erst acht Uhr, beeile dich nicht.* wird nach der These von Anscombre und Ducrot davon ausgegangen, dass „erst“ die argumentative Orientierung der resultierenden Äußerung bestimmt (in der Richtung [es ist noch früh]), sodass die Äußerung *Es ist erst acht Uhr, beeile dich.* als nicht akzeptabel erscheinen würde. Die Akzeptabilität kann allerdings durch einen (wenn auch ziemlich konstruiert anmutenden) Kontextbezug erzeugt werden: Ein Ehepaar bereitet sich für ein Konzert vor, das um 20:30 beginnen soll. Der Mann denkt, es ist ohnehin zu spät und beginnt sich langsamer anzuziehen. Daraufhin wird er von seiner Frau, die den Weg ins Theater auf ca. zwanzig Minuten schätzt, zu Eile aufgefordert, eben mit der Äußerung *Es ist erst acht Uhr, beeile dich,* die in diesem Kontext völlig akzeptabel wirkt.

[18] Moeschler/Reboul schlagen die Paraphrasierung „je mehr O P ist, desto mehr ist O' P'“ und „je weniger O P ist, desto weniger ist O' P'“, formalisiert als:

<+A, +B> [Je wärmer das Wetter ist,]$_{+A}$ [desto mehr Spaß macht das Baden.]$_{+B}$
<-A, -B> [Je kälter das Wetter ist,]$_{-A}$ [desto weniger Spaß macht das Baden.]$_{-B}$
<+A, -B> [Je wärmer das Wasser ist,]$_{+A}$ [desto weniger Spaß macht das Baden.]$_{-B}$
<-A, +B> [Je kälter das Wasser ist,]$_{-A}$ [desto mehr Spaß macht das Baden.]$_{+B}$

A steht dabei für 'Objekt O besitzt die Qualität P' und B steht für 'Objekt O' besitzt die Qualität P''. Dieses Beispiel illustriert, dass hier zwei einander ausschließende Topoi wirksam sind (vgl. Moeschler/Reboul 1994:317; siehe auch Iten 1999:59).

[19] Ducrot verwirft zwei ursprüngliche Thesen: Nämlich 1) dass die argumentativen Folgesequenz (l'enchaînement argumentatif) Argumentation realisiert und 2) dass die Argumentation auf dem Topos beruht, dass von der Folgesequenz selbst evoziert wird. Dagegen will er die dritte These aufrechterhalten, dass 3) eine *phrase* (Tiefenstruktur) als ein Topoi-Bündel erscheint, welches das argumentative Potential repräsentiert (vgl. Ducrot 1993:239 f.).

[20] Der Sprecher, der p_2 als Argument für diese Konklusion akzeptierte, muss (kann sogar) nicht p_1 akzeptieren.

argumentative Orientierung aufweisen, das heißt, sie sollten nicht zu derselben Konklusion führen können. Dies kann jedoch im bestimmten Kontext geschehen.[21] Die Lösung für Anscombre und Ducrot bestand in der Differenzierung zwischen Argumentation und dem Argumentationsakt. Während Argumentation schlicht eine Folge von mindestens zwei Äußerungen sei, von denen eine Prämisse ist und die andere Konklusion, sei ein Argumentationsakt ein Illokutionsakt, der ein Bestandteil jeder Äußerung ist, gleichgültig, ob es sich um Prämisse oder Konklusion handelt. Durch den Argumentationsakt werden den Objekten oder Entitäten Grade von einer bestimmten Eigenschaft attribuiert. In dem erwähnten zweiten Beispiel wäre die Qualität, durch die das Objekt in der Äußerung charakterisiert wird (bezeichnet als R), *die Fülle des Fasses*. p_1 würde laut Anscombre und Ducrot also das stärkere Argument hinsichtlich R zum Ausdruck bringen, weil sich die Definition der argumentativen Orientierung nicht länger auf Konklusionen (bezeichnet als r) bezieht.

> „Il s'agit de faire apparaître l'idée suivante: ce processus discursif que l'on nomme argumentation et qui consiste à enchaîner des énoncés-arguments et des énoncés-conclusions a lui-même pour préalable un acte d'**argumenter** sur lequel il s'appuie. [...] Dans la mesure où il a pour cible une qualité R, il faut donc admettre que le rapport de p à r dans une argumentation se fait toujours par l'intermédiaire de R; c'est-à-dire à travers la qualité que l'acte d'**argumenter** attribue à tel ou tel degré à l'objet de l'énoncé-argument." (Anscombre/Ducrot 1983:168)

> [Folgende Idee soll belegt werden: dem diskursiven Prozess, den man „Argumentation" nennt und der in der Aneinanderkettung der Argument-Äußerungen und der Konklusion-Äußerungen besteht, geht ein Akt des Argumentierens voran, auf dem dieser Prozess basiert. [...] Wenn er sich zum Ziel die Qualität R setzt, muss zugegeben werden, dass der argumentative Übergang von p zu r stets durch R vermittelt wird; das heißt mittels der Qualität, die durch den Akt des Argumentierens dem Objekt der Argument-Äußerung in gradueller Weise zugeschrieben wird.]

Nicht mehr die begründeten und präsupponierten Inhaltsgehalte werden nun für konstitutive Kriterien der Bedeutung der *phrase* (Tiefenstruktur) gehalten, sondern ihre Bedeutung wird als Ergebnis von Topoi-Bündeln angesehen: „Une phrase serait décrite comme un paquet de topoi, censés représenter son potentiel argumentatif" (Ducrot 1993:239). Mit diesen Überlegungen war zugleich die Schlussfolgerung verbunden, dass nicht nur ein Argument eine Konklusion präselegiert, sondern dass auch Konklusionen ihre Argumente bestimmen.[22] Die in den Prädikaten ausgedrückten Topoi-Bündeln ermöglichen also einen ununterbrochenen impliziten Dialog, den Anscombre und Ducrot in Anknüpfung an Bakhtin als Polyphonie oder Mehrstimmigkeit des Diskurses bezeichnen.[23]

Auf der Grundlage der paradigmatischen Strukturen (*échelles argumentatifs*)[24] und syntagmatischen Strukturen (*Topoi*) wurde letztendlich die sog. Theorie der semantischen Blöcke (*Théorie des blocs sémantique*) formuliert. Diese geht davon aus, dass zur Beschreibung einer lexikalischen

[21] *Beeile dich, das Abendessen ist fertig / Beile dich, das Abendessen ist noch gar nicht fertig*. Die Konklusion in der zweiten Äußerung ist möglich, falls der Sprecher den Gesprächspartner ermahnen will, dass er noch Zeit hat, bis das Abendessen serviert wird.

[22] In den Äußerungen *Es ist heiß, gehen wir spazieren! / Es ist heiß, bleiben wir doch zu Hause!* ist es die Konklusion, die den semantischen Wert des Arguments festlegt (den Grad der Hitze).

[23] Nach diesem Ansatz entspricht jede sprachliche Äußerung einem stillen Dialog. Sie illustrieren dies an der Analyse von Sentenzen, die mit „aber" verbunden sind. In einer Äußerung wie „Das Restaurant ist teuer (p), aber gut (q)" stehen laut Anscombre und Ducrot zwei durch unterschiedliche Topoi gestützte Konklusionen im Gegensatz. Die Topoi weisen dabei Skalar-Charakter auf: 1) Je teurer das Restaurant, desto empfehlenswerter; 2) Je teurer das Restaurant, desto weniger empfehlenswert. P und Q sind also (im Unterschied zur rein logischen Analyse) Argumente für zwei entgegen gesetzte Konklusionen (Es ist empfehlenswert ins Restaurant zu gehen. / Es ist nicht empfehlenswert ins Restaurant zu gehen.) Diese Äußerung ist danach ein polyphoner Dialog von vier *énonciateurs* mit verschiedenen Standpunkten: 1) p – dieses Restaurant ist teuer; 2) q – dieses Restaurant ist gut; 3) Es ist nicht empfehlenswert ins Restaurant zu gehen; 4) Es ist empfehlenswert ins Restaurant zu gehen. Der *locuteur* ist mit dem ersten und zweiten *énonciateur* einverstanden, distanziert sich von e3) und entscheidet sich für e4). Das erklärt – im Unterschied zur rein logischen Analyse – die argumentative Differenz zwischen den Äußerungen „Dieses Restaurant ist teuer, aber gut" und „Dieses Restaurant ist gut, aber teuer" (vgl. Ducrot 1990:68 f.).

[24] Ins Deutsche am ehesten mit *argumentative Skalen* übertragbar.

Einheit X vier Typen von Aspekten gehören, an denen die Einheit selbst beteiligt ist, und welche die *argumentation externe* (AE) ausmachen.[25] Daneben wird noch die interne Argumentation definiert (*AI – argumentation interne*), an der die zu analysierende Einheit nicht direkt beteiligt ist.[26] Im Grunde handelt es sich um eine argumentationsorientierte Weiterentwicklung der strukturalistischen Methode, die allerdings ein relativ radikales Konzept der Argumentationsanalyse zu Folge hat: Die neue Konzeption der Topoi-Bündel und der *échelles argumentatives* führte von einer semantischen Untersuchung auf der Basis von wahrheitsbedingten und nicht wahrheitsbedingten Kriterien zur Untersuchung basierend auf ausschließlich nicht-wahrheitsbedingten Kriterien (vgl. dazu Iten 1999:63). Diese Revision führte letztendlich zu der Entwicklung der These des radikalen Argumentativismus: nach dieser These kann jede Äußerung als eine Ansammlung von Topoi beschrieben werden, die verschiedene Perspektiven zum Ausdruck bringen.[27] Diese Stellungnahme hat eine sehr extreme Sicht der Sprache zu Folge: Sprache könne nicht informativ sein, sie sei nicht „beschreibungsfähig".[28]

3. Die grundsätzlichen Rezeptionstendenzen in der deutschsprachigen Argumentationsforschung in Bezug auf die Thesen des radikalen Argumentativismus

Trotz der ausgesprochen ambivalenten Aufnahme in der wissenschaftlichen Argumentationsforschung erfuhr ihre Theorie eine breit angelegte Rezeption insbesondere im romanischen Raum.[29] Im deutschen Sprachraum erfolgte die Rezeption des Werkes viel zögernder, was einerseits daran liegen könnte, dass die Werke lange Zeit lediglich in französischer Sprache vorlagen,[30] andererseits an der eher distanzierten Einstellung der deutschsprachigen Linguistik (und in Folge natürlich auch der Argumentationsforschung) zum strukturalistischen Ansatz. Dennoch finden sich in mehreren, vor allem neueren Werken, explizite Hinweise auf die Thesen des radikalen Argumentativismus, mittlerweile werden offenbar unabhängig von diesem Ansatz Fragestellungen formuliert, die implizit in dieselbe Richtung zielen. Von der Tatsache, dass die These des radikalen Argumentativismus trotz ihrer offensichtlichen Schwächen und der massiven Kritik immer noch intensive Anregungen für die Argumentationsforschung bietet, zeugt unter anderem die 2006 herausgegebene, außergewöhnlich fundierte Dissertation von Vahram Atayan, auf die hier näher eingegangen werden soll. Atayan führt hier auf der Grundlage der kritisch reflektierten Thesen von Anscombre und

[25] Bei Ducrot (2002) wird das Beispiel *se hâter* (*sich beeilen*) angeführt, deren externe Argumentation folgendermaßen aussehen sollte:
X DC [*donc* = *also*] Y: sich beeilen DC schnell handeln
X PT [*pourtant* = *trotzdem*] Y: sich beeilen PT NEG-schnell handeln
Y DC X: verspätet sein DC sich beeilen
Y PT X: NEG-verspätet sein PT sich beeilen
Dabei stellen die ersten zwei Fälle die linke externe Argumentation (*AE à gauche*) dar, die letzten zwei Fälle die rechte externe Argumentation (*AE à droite*). Für die französischen Beispiele vgl. Ducrot (2002:303).

[26] Die interne Argumentation von *nachsichtig* wäre dann *Mangel* PT NEG-*Bestrafung*.

[27] „Connaître le sens d'un mot, s'est savoir quels topoï lui sont fondamentalement attachés" (Anscombre 1995:45).

[28] Ducrot versucht allerdings diese extreme Positionierung zu mildern, indem er auf die „rein linguistische" Position hinweist: „Existe-t-il une ‚vraie' argumentation, fondée sur quelques notions ‚cognitives'? Qui sait? Du fait que je ne l'ai pas rencontrée, je ne voudrais pas conclure qu'elle n'existe pas. Mais, d'un point de vue étroitement linguistique, les problèmes importants sont ailleurs. Il s'agit d'abord de savoir ce qui rend possible, et presque nécessaire, l'illusion argumentative concernant le discours" (Ducrot 1993:247 f.).

[29] Fournier und Raccah (1990) überlegen etwa das Potential des graduellen Topos-Konzepts für die künstliche Intelligenz, Carel (2001; 2005) entwickelte zusammen mit Ducrot den einflussreichen Ansatz der „blocs sémantiques", Sylvie Bruxelles (2002) schlägt eine Synthese des Konzepts des lexikalischen Topos mit der interaktionellen Analyse vor.

[30] Außerhalb der französischsprachigen Forschung wurde der Ansatz von Anscombre und Ducrot erst am Ende der achtziger, Anfang der neunziger Jahre dank der auf Englisch verfassten Artikel bekannt, in denen auf ihre Theorien eingegangen wurde (vgl. van Benthem/van Eemeren/Grootendorst/Veltman 1996:16).

Ducrot eine detaillierte Untersuchung der bei argumentativen Prozessen wirksamen Gebilde auf der sprachlichen Oberfläche durch.

Im Folgenden werden mehrere, miteinander zusammenhängende Ziele verfolgt. Zum ersten wird nachgefragt, inwieweit dieser kontroverse französische Ansatz die deutschsprachige germanistische Argumentationsforschung beeinflusste bzw. ob unabhängig von der Rezeption dieses Ansatzes ähnliche Fragestellungen aufgetaucht sind. Zugleich wird nachgefragt, ob schon davor einige Ansätze im Kontext der deutschsprachigen Forschung entwickelt wurden, die in diese Richtung gezeigt haben. Schließlich wird auf die Perspektiven hingewiesen, die dieser Ansatz für die Argumentationsforschung eröffnete.

In den 70er Jahren wurde die deutschsprachige Forschung in starkem Maße von der Rezeption des Toulmin'schen Argumentationsmodells geprägt, was – trotz der intensiven Kritik an diesem Modell – zu einer sehr intensiven Entwicklung der sprachlich-kommunikativ ausgerichteten Forschung führte. Ein gutes Beispiel einer „praktischen" Applikation des Toulmin'schen Argumentationsschemas auf Lösung praktischer Argumentationsvorgänge stellt die Publikation von Paul-Ludwig Völzing dar. Obwohl im Jahre 1979, als das Werk erschien, die Thesen von Anscombre und Ducrot im deutschsprachigen Raum weitgehend unbekannt waren, geht Völzing näher auf den Gebrauch sprachlicher Argumentationsindikatoren wie etwa Konjunktionen oder Partikeln ein, die später das zentrale Interessengebiet von Anscombre und Ducrot darstellten.

> „Bis jetzt ist immer nur darüber gesprochen worden, wie argumentiert wird, ohne die sprachliche Form einer Argumentationskette einmal näher zu untersuchen. Die Frage, die sich dabei als erste stellt ist die, ob man vielleicht schon am äußeren Gewand eines Arguments erkennen kann, ob hier eine Handlung begründet oder erklärt wird, oder ob man sich auf der Ebene der Berechtigungen, Werte oder Rechtfertigungen befindet." (Völzing 1979:53)

Es war eben das „äußere Gewand", wofür sich zeitgleich Anscombre und Ducrot interessierten, wenn auch aus einer sehr spezifischen Position. Während Völzing die sprachlichen Mittel eher als unsichere Indikatoren[31] der jeweiligen Argumentationsstrategie betrachtet, verstehen Anscombre und Ducrot, wie oben dargestellt, die semantischen Eigenschaften der sprachlichen Ausdrücke als notwendige Träger der Argumentationsprozesse. In Völzings Konzept indizieren bloß bestimmte ausgewählte sprachliche Ausdrücke die kommunikative Haltung des Sprechers. In den (frühen wie modifizierten) Thesen von Anscombre und Ducrot geht es vielmehr darum, dass die sprachlichen Mittel selbst eine bestimmte Argumentationsart oder -richtung „erzwingen". Die bereits bei Völzing eher vorsichtige Haltung zu sprachlichen Mitteln als Indikatoren der Argumentationsvorgänge scheint die vorwiegende Tendenz in den meisten Werken der deutschsprachigen Argumentationsforschung zu sein.

Auch in der Studie von Klaus Bayer wird noch nicht auf die Arbeiten von Anscombre und Ducrot explizit näher eingegangen, obwohl zu dieser Zeit ihre Thesen auch in dem nicht-romanischen Sprachraum lebhafte, wenn auch kontroverse Rezeption erfuhren. Im Kontext der Überlegungen über die Unterscheidung zwischen Relevanz und Haltbarkeit in den Argumentationsprozessen spricht er jedoch ein Problem an, das mit den Forschungen von Anscombre und Ducrot aufs engste zusammenhängt. Er macht auf die Reduktion bei der logischen Analyse aufmerksam, welche „die Beziehungen zwischen Prämissen und Konklusion ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Relevanz betrachtet" (Bayer 1999:91). Dazu wird ein einleuchtendes Beispiel angeführt: *Nicht einmal Natalie ist es gelungen, den Hasen wieder einzufangen*. Zu Recht wird darauf hingewiesen, dass die Verbindung „nicht einmal" bei der logischen Analyse nicht berücksichtigt wird,[32] obwohl durch sie

[31] „Dabei soll von vornherein nicht der Eindruck erweckt werden, dass es objektive sprachliche Merkmale gäbe, an denen mit Sicherheit nachgewiesen werden könnte, welche Art von Sprachhandlung oder Argumentation vorliegt" (Völzing 1979:218).

[32] Die logische Verkürzung wäre schlicht: *Natalie ist es nicht gelungen, den Hasen einzufangen*.

durchaus ein semantischer Mehrwert zum Ausdruck kommt.[33] Dieser Mehrwert könne dann sogar als Prämisse oder Konklusion eines Arguments in anderen Argumentationsprozessen logisch wirksam werden. Bayers (allerdings sehr kurz gefasste) Kritik an der Reduktion der logischen Analyse im Bereich der Alltagssprache zielt in die gleiche Richtung wie die sprachbezogenen Argumentationsanalysen von Anscombre und Ducrot, obwohl sie natürlich nicht so extrem und polemisch formuliert ist. Implizit eröffnet jedoch gerade das von Bayer angeführte konkrete Beispiel das Feld für weitere Überlegungen: Im Sinne von Anscombre und Ducrot würde die nicht reduzierte Äußerung (*Nicht einmal Natalie ist es gelungen, den Hasen wieder einzufangen.*) nicht nur semantisch „reichhaltiger" sein, sondern sie würde die Konklusion in der darauf folgenden Äußerung präselegieren.

> „Pour nous, il y a, dans la plupart des énoncés, certains traits qui déterminent leur valeur pragmatique indépendamment de leur contenu informative." (Anscombre/Ducrot 1983:18)
>
> [Wir sind der Meinung, dass die meisten Äußerungen bestimmte Züge beinhalten, die ihren pragmatischen Wert unabhängig von ihrem informativen Inhalt bestimmen.]

Die von Bayer angesprochene Frage des „Mehrwerts" bestimmter Ausdrücke, der mit den Mitteln der Logik kaum erfassbar ist, wurde in der deutschen Partikelforschung bereits in den 70er Jahren tiefgehend analysiert. Gerade in diesem Forschungsbereich wurden Ansätze entwickelt, die den Thesen von Anscombre und Ducrot nahe stehen. Stellvertretend können hier die Analysen von Altmann (1976; 1978) genannt werden, in denen bereits mit Skalarprinzipien gearbeitet wird, um die deutschen Partikeln adäquat zu beschreiben.[34] Die semantische Funktion der oben erwähnten Partikel *nicht einmal* wird hier in Abgrenzung zu *sogar* folgendermaßen definiert:

> „Umgekehrt assertiert ein nicht einmal – Satz, dass ein bestimmter (hoher? tiefer?) Wert nicht gilt, präsupponiert, dass die (?) tieferen Werte nicht gelten, und impliziert konversationell, dass die höheren Werte auf der Skala gelten." (Altmann 1976)

Bereits hier wird das Skalarprinzip als Beschreibungsmittel der Semantik von sprachlichen Ausdrücken (Partikeln) angewandt, ohne es allerdings zum Grundprinzip der Argumentationsprozesse zu erhöhen.

Auch in den Werken, in denen die Autoren bereits explizit auf die Werke von Anscombre und Ducrot referieren, wird eine deutliche Distanz zu ihren Thesen zum Ausdruck gebracht. In der wegweisenden Publikation von Manfred Kienpointner, in der er in einem Rückbezug auf die rhetorischen Kategorien die Argumentschlüsse zu klassifizieren versucht, wird der Ansatz von Anscombre und Ducrot nur im Zusammenhang mit dem Negationstest erwähnt.[35] Allerdings geht aus den weiteren Ausführungen deutlich hervor, dass Kienpointner zu der von A. und D. angenommenen expliziten Demonstration der Präsuppositionen in der „wörtlichen Bedeutung" eher Abstand nimmt. Auch die Tatsache, dass der Ansatz von Anscombre und Ducrot in dem Kapitel über die modernen Entwicklungstendenzen nicht kritisch beleuchtet wird, zeugt davon, dass Kienpointner ihre Thesen nicht für wegweisend für die Argumentationsforschung hielt.[36] Die Auseinandersetzung mit der Rolle der sprachlichen Analyse bei der Ergründung der Argumentationsstrukturen weist in ähn-

[33] Bayer paraphrasiert den implizierten Inhalt der Aussage folgendermaßen: *Natalie wäre eher als andere in der Lage gewesen, den Hasen wieder einzufangen* (vgl. Bayer 1999:92).

[34] Altmann verweist in dieser Monographie auf Ducrots frühen Aufsatz ‚Présupposés et Sous-Entendus' (1969), in dem darauf folgenden Werk über Partikeln (1978) rezipiert er auch Ducrots bekannte Studie ‚Dire et ne pas dire' (1972).

[35] „Weiters ist mit dem Negationstest zumindest ein Ansatz zu Operationalisierung gegeben, und es wird der Tatsache Rechnung getragen, dass sich der Inhalt von Schlußregeln zumindest teilweise aus der konventionellen Bedeutung der explizit geäußerten Argumente ergibt. Entsprechend ist betont worden, dass sich Präsuppositionen mehr oder weniger direkt aus der „wörtlichen Bedeutung" des explizit geäußerten ergeben […] bzw. daraus als ‚konversationelle Implikationen' abgeleitet werden können […]" (Kienpointner 1992:38).

[36] Kritisch beleuchtet werden die Ansätze von Perelman/Olbrechts-Tyteca (1983), Toulmin/Rieke/Janik (1984), Schellens (1985), van Eemeren/Kruiger (1987), Benoit/Lindsey (1987) und Govier (1987).

liche Richtung wie bei Völzing. Im Kontext seiner Überlegungen zur Klassifikation von Argumentationsschemata macht Kienpointner auf das nicht explizit gebrauchte lexikalische Material in den Gesprächsbeiträgen der Argumentierenden aufmerksam. Insbesondere hebt er „bestimmte Partikeln, Konnektoren, aber auch autokategorematische lexikalische Einheiten" als Indikatoren für die jeweilige Argumentationsform hervor (vgl. Kienpointner 1992:238). Ohne sich der extremen Meinung von Anscombre und Ducrot anzuschließen, sprachliche Äußerungen hätten immer argumentative Funktion, betont er ihre Rolle bei der Signalisierung der argumentativen Schemata.[37] Als „indicator words" werden auch in der Topik-Tradition verschiedene Substantive erwähnt, allerdings ist der Begriff des Topos bei Kienpointner nicht so weit gefasst wie in den Arbeiten von Anscombre und Ducrot. Im Deutschen hält Kienpointner ausschließlich solche Lexeme für „wichtige (wenn auch oft vage) Hilfsmittel", die quasi als sprachlich ausgedrückte Umschreibungen der Argumentationsschemata fungieren, wie etwa „Ursache"/„Grund", „Zweck"/„Mittel", „Beispiel"/„Einzelfall" usw. (vgl. Kienpointner 1992:238). Im Vergleich zu der sehr breit gefassten Definition der Topoi-Bündel in der Theorie von Anscombre und Ducrot handelt es sich um eine eher zurückhaltende Position. Insgesamt werden wieder sprachliche Realisierungen vielmehr als Anzeichen für die Identifikation eines bestimmten Schemas angesehen, durchaus nicht als Ursachen für die Entstehung solcher Schemata.

Auch in den neueren Studien wird die angedeutete Rezeptionslinie der Thesen von Anscombre und Ducrot weiter verfolgt. Als eine der neueren wegweisenden Publikationen, die sich von den Thesen des radikalen Argumentativismus entschieden abgrenzt, ist die umfangreiche fundierte Studie von Harald Wohlrapp zu sehen. Ähnlich wie Kienpointner fasst er in dem einleitenden Kapitel die für ihn maßgeblichen Ansätze zusammen, wobei er zwischen „drei Startschüssen"[38] und „fünf Sektionen der gegenwärtigen Argumentationstheorie"[39] unterscheidet. Insbesondere in den Ausführungen über die vierte, sprachwissenschaftlich orientierte Sektion, in der die Werke von Anscombre und Ducrot hätten erwähnt werden müssen,[40] wird eine implizite Kritik an ihnen geübt. Indem Wohlrapp die Zugangsweise Deppermanns lobt, grenzt er sich zugleich von der (unerwähnten) Position von Anscombre und Ducrot ab.

> „Deppermann weiß auch um das Grundproblem der linguistischen bzw. gesprächsanalytischen Argumentationsforschung; nämlich, dass sich die argumentativen Strukturen an der sprachlichen Oberfläche nur symptomatisch zeigen und man ohne einen theoretischen Apparat, der Interpretationen sichert, nicht einmal die Unterstellung begründen kann, dass überhaupt argumentiert wird." (Wohlrapp 2008:37)

[37] Als Beispiel werden etwa die Partikeln *erst, erst recht, schon, sogar* als Indikatoren für die Schemata „a maiore" / „a minore" erwähnt.

[38] Dazu werden die Ansätze von Stephen Toulmin, Chaim Perelman/Olbrechts Tyteca und die Teorie der „Fallacies" von Charles Hamblin gezählt.

[39] 1) Unter der Bezeichnung „Projekt Erweiterung der Logik" werden Ansätze zusammengefasst, die nicht nur die deduktiv-logischen, sondern auch quasilogische Inferenzen berücksichtigt und systematisiert. Als konkrete Ausrichtung wird hier etwa die „Informal Logic" erwähnt. 2) „Projekt Rationalisierung der Rhetorik" ist die zweite Sektion, die sich im Unterschied zur analytischen Argumentationsanalyse eher auf Figuren konzentriert, die bei Aristoteles als „topisch" oder „rhetorisch" bezeichnet werden. Neben den Begründern dieser Sektion (Perelman/Olbrechts-Tyteca) wird hier hauptsächlich das Werk von Manfred Kienpointner erwähnt. 3) In die Sektion „Projekt Präzisierung der Fehlertheorie" werden die Werke gezählt, die sich auf die Klassifizierung des Argumentationsfehlers konzentrieren, wie etwa die Werke von John Woods oder Douglas Walton. 4) Zu der vierten Sektion zählt Wohlrapp die sprachwissenschaftlichen, empirischen Analysen argumentativer Texte. Insbesondere die Studien von Arnulf Deppermann werden hervorgehoben. 5) Pragmadialektischer Ansatz ist schließlich die letzte Sektion. Dieser Ansatz, der nach dem Zentrum, wo er entwickelt wurde, auch „Amsterdamer Ansatz" genannt wird, verbindet Sprachpragmatik mit dialogischem Denken. Die Thesen des Amsterdamer Ansatzes wurden in erster Linie in den Studien von Eemeren und Grootendorst zusammengefasst (siehe Wohlrapp 2008:22–42).

[40] Eine lebhaftere Rezeption erfuhren die Theorien des radikalen Argumentativismus in dem sog. Amsterdamer Ansatz. In den Publikationen, die aus seiner Initiative herausgegeben werden, wird der radikale Argumentativismus als einer der wichtigen Startschüsse der modernen Argumentationsforschung behandelt (vgl. Eeemeren et al. 1996:312–321 und Benthem/van Eemeren/Grootendorst/Veltman 1996:16 f.).

In diesem Zusammenhang wird auch deutlich hervorgehoben, dass „Argumentieren [...] kein klar abgegrenzter vorfindlicher Gegenstand“ sei, sodass überhaupt erst das Untersuchungsgebiet gesucht werden muss, in dem nach der argumentativen Funktion der sprachlichen Mittel gefragt werden kann. In diesem Sinne wird auch der Ansatz von Anscombre und Ducrot explizit hinterfragt:

> „Die Tatsache, dass die Sprache selbst wirkt, also z. B. gewisse Wörter und Wendungen wie z. B. ‚obwohl‘,‚mindestens‘ usw. Erwartungen wecken, ist auch zum Ausgangspunkt eines argumentationstheoretischen Ansatzes gemacht worden, vgl. Anscombre/Ducrot (1983). Das ist unzweckmäßig, weil solche Wirkungen nicht spezifisch für das argumentierende Reden sind. Wieweit im übrigen Argumente „Wirkungen“ (wie Zustimmung, Ablehnung, Einsicht, Realisierung) tatsächlich haben, das kann nicht einfach festgesetzt werden, sondern muss Gegenstand empirischer Forschung sein. Und um solche Forschung in Gang zu setzen, ist zuvor begriffliche Arbeit nötig.“ (Wohlrapp 2008:8)

Es wird allerdings nicht nur die tatsächlich extreme These ins kritische Licht gestellt, nämlich dass sich argumentative Vorgänge in der Sprache selbst manifestieren, sondern die sprachlichen Realisierungen werden als sekundär,[41] schließlich sogar als irrelevant angesehen:

> „Woran sollen also Behauptungen erkannt werden? Gibt es keine sprachlichen Indikatoren? Nein, jedenfalls keine zuverlässigen.“ [...]
>
> „Kurz: die argumentative Operation des Behauptens oder Thesen-Setzens dokumentiert sich nicht durch spezifische sprachliche Formen.“ (Wohlrapp 2008:199 f.)

Für Wohlrapp spielen im Prozess der Theoretisierung der Argumentationspraxis drei Grundoperationen zentrale Rolle, nämlich Behaupten, Begründen und Kritisieren, die mit Hilfe von Rahmenstrukturen kontextualisiert werden.[42] In diesem Kontext wird die Argumentationsanalyse im viel breiteren Skopus betrachtet, sodass etwa die Einschränkung der Untersuchung auf Ergründung der sprachlichen Realisierungen, wie es bei Anscombre und Ducrot geschieht, als eine unzulässige Reduzierung angesehen wird:

> „Es scheint sich also bei der Theoretisierung des Argumentierens nicht allein um eine formale oder sprachstrukturelle Aufgabe zu handeln, sondern um ein Thema, das mit den großen philosophischen Fragen zu tun hat.“ (Wohlrapp 2008:212)

In diesem Kontext erscheint es als symptomatisch, dass das Werk von Anscombre und Ducrot eine gefälligere Aufnahme eher in den deutschsprachigen Arbeiten über linguistische Einzelprobleme erfuhr. Auf ihren Ansatz wird etwa randgemäß in der deutschen Partikelforschung referiert[43] oder in Untersuchungen zu semantisch definierten Relationen zwischen sprachlichen Einheiten. Elisabeth Rudolph (1996) bezieht sich in ihrer umfangreichen, auf Englisch verfassten Studie mehrmals auf diverse Einzelbeobachtungen von Anscombre und Ducrot, ohne jedoch explizit auf die häufig kritisierte These des radikalen Argumentativismus näher einzugehen.[44] Allerdings wird auch in der deutschsprachigen linguistischen Forschung, etwa in der Textlinguistik, der Ansatz von Anscombre

[41] „Thesen sind dazu primär als ‚Neue Orientierungen‘ zu verstehen. Dass sie auch Sätze, Propositionen, Sprechakte, Kommunikationsangebote usw. sind, ist wahr, aber sekundär. Obwohl sie natürlich sprachlich sind, wird das wesentliche an ihnen nicht im Rahmen einer Syntax, Semantik oder Sprechakttheorie, sondern erst auf dem Hintergrund eines ernsthaften pragmatischen Theoriebegriffs sichtbar“ (Wohlrapp 2008:42).

[42] Das Konzept des „Rahmens“ geht hier offensichtlich auf den Toulmin’schen Begriff argument field zurück, obwohl sich Wohlrapp von ihm zugleich abgrenzt.

[43] „Thesen sind dazu primär als ‚Neue Orientierungen‘ zu verstehen. Dass sie auch Sätze, Propositionen, Sprechakte, Kommunikationsangebote usw. sind, ist wahr, aber sekundär. Obwohl sie natürlich sprachlich sind, wird das wesentliche an ihnen nicht im Rahmen einer Syntax, Semantik oder Sprechakttheorie, sondern erst auf dem Hintergrund eines ernsthaften pragmatischen Theoriebegriffs sichtbar“ (Wohlrapp 2008:42).

[44] Das Konzept des „Rahmens“ geht hier offensichtlich auf den Toulmin’schen Begriff *argument field* zurück, obwohl sich Wohlrapp von ihm zugleich abgrenzt.

und Ducrot eher kritisch gesehen. In dem ‚Handbuch von Text und Gesprächslinguistik' wird der Reduktionismus ihrer Thesen – vor allem die Theorie der Skalar-Topoi – aus einer textlinguistischen Perspektive kritisiert, wobei die daraus resultierende Einschränkung der Argumentationsanalyse deutlich hervorgehoben wird:

> „Durch die Reduktion des Topischen auf den graduierbaren Topos werden alle anderen Formen des generischen und des sinnvollen Schließens und Argumentierens ausgeblendet: Bewertungen, Präferenztopoi, gemeinsame Topoi und plausible Schlussregeln wie Analogie- oder *a fortiori*-Schlüsse." (Eggs 2000:403)

Zudem wird auf die rein sprachimmanente Analyse der Skalar-Topoi kritisch hingewiesen, die sich der pragmatischen Erfahrung in der realen Welt entzieht.

> „Auch für das von Anscombre und Ducrot gegebene Standardbeispiel ‚Je mehr man arbeitet, umso erfolgreicher ist man' gibt es offensichtlich die Grenze des Zuviel, ab der dieser Topos nicht mehr gilt." (ebd.)

In seiner auf Französisch verfassten Monographie ‚Grammaire du discours argumentatif' (1994) kommt Eggs anhand detaillierter Kritik der einzelnen mit dem graduellen Topos-Konzept verbundenen Thesen zu der ablehnenden Schlussfolgerung:

> „La conception d'Anscombre et de Ducrot des topoi comme graduels est loin d'être un modèle adéquat et exhaustif de l'argumentation dans et par la langue." (Eggs 1994:36)
>
> [Das von Anscombre und Ducrot entwickelte Konzept der graduellen Topoi ist bei weitem kein adäquates und erschöpfendes Modell für die „in" und „durch" die Sprache realisierte Argumentation.]

4. Die Aufnahme der theoretischen Grundlage des radikalen Argumentativismus bei Vahram Atayan

Die meines Wissens bis jetzt einzige deutschsprachige Studie, in der detailliert und in konstruktiver Weise auf die Thesen von Anscombre und Ducrot eingegangen wird, ist die umfangreiche Studie von Vahram Atayan. Da Atayan seine Thesen größtenteils auf den Theorien des radikalen Argumentativismus gründet, sollen hier die grundsätzlichen Richtungen seines Ansatzes skizziert werden, in denen Atayan die Forschungen von A. und D. weiter entwickelte. Atayan geht ähnlich wie A. und D. von einer extrem sprachorientierten Definition der (minimalen) Argumentation aus, wie aus der aufgestellten Arbeitsdefinition[45] hervorgeht:

> „Eine minimale Argumentation besteht aus zwei (ggf. komplexen) kommunikativen Handlungen, die meistens auf der sprachlichen Oberfläche realisiert sind und zwischen denen eine vom Sender intendierte Stützungsrelation interpretativ angenommen wird." (Atayan 2006:41)

Argumente stellen also für Atayan in erster Linie sprachliche Entitäten dar.[46] Allerdings wird in Abgrenzung etwa zu der neueren Definition der argumentativen Vorgänge von Ducrot[47] auf den

[45] Es liegt auf der Hand, dass sich vor allem frankophone Forscher auf die Thesen von Anscombre und Ducrot berufen. In dem von Harald Weydt herausgegebenen Sammelband ‚Die Partikeln der deutschen Sprache' bezieht sich lediglich Ekkehard Eggs (in einer Fußnote) auf die Arbeit dieser französischen Forscher. Ihr Ansatz wird allerdings auch in älteren Publikationen über Partikelforschung rezipiert (vgl. Altmann 1976 und 1978).

[46] Was bei der völlig anderen Zielsetzung der Studie durchaus verständlich ist.

[47] Zu der zitierten Definition kommt Atayan über eine vorläufige Definition (DEF 1), die sich auf die Ebene der Äußerungen beschränkt und die pragmatische Komponente weitgehend außer Acht lässt: „Eine minimale Argumentation besteht aus

pragmatischen Aspekt großer Akzent gelegt. Im nächsten Schritt wird spezifiziert, was Atayan unter argumentativer Makrostruktur versteht, auf deren Analyse sich die Studie konzentriert. Aus der Definition geht deutlich hervor, dass er die oben definierte minimale Argumentation bereits als eine Makrostruktur wahrnimmt.[48] Von einem starken Bezug auf die pragmatische Komponente bei der Untersuchung der makrostrukturellen Strukturen zeugt das ausgiebige 3. Kapitel zu Wechselbeziehungen zwischen sprachlichen Handlungen und Argumentation. Hier wird zum Teil das von Ducrot entwickelte Polyphoniekonzept übernommen[49] und die sprachlichen Strukturen zur Realisierung kommunikativer Handlungen zusammengefasst. Dabei werden verschiedene satzwertige wie auch nicht satzwertige[50] Einheiten mit argumentativem Potenzial ergründet und in Anknüpfung an die erwähnte Theorie der Topoi die paradigmatischen Realisierungen[51] der Argumentation anhand zahlreicher Beispiele zusammengefasst.

Nachdem die bisherigen Ansätze in der Analyse der Makrostrukturen skizziert werden, schlägt Atayan fünf eigene Analyseparameter vor. Es handelt sich um die Strukturen der Koordination, Strukturen der Subordination, Gegenargumentation, Unstrittigkeit und argumentative Stärke/Schwäche. Obgleich es durchaus weitere Parameter gäbe,[52] die hätten berücksichtigt werden können, wählt er diese Argumenteigenschaften vor allem deswegen aus, weil sie die ökonomische Erfassung weiterer konzeptueller Vorstellungen ermöglichen, wie etwa der Konzession.[53] Dabei stellt er fest, dass mindestens bei vier Parametern, der koordinierten, der subordinierten Argumentation, der Unstrittigkeit und der argumentativen Stärke, die Möglichkeit besteht, mit ihrer Hilfe grammatikalisierte sprachliche Mittel zu erfassen.[54] Genauso wie in den Arbeiten von Anscombre und Ducrot wird also die wechselseitige Signalisierungsfunktion von Argumentation und Sprache betont: bestimmte Mittel auf der sprachlichen Oberfläche signalisieren bestimmte argumentative Strukturen und diese können wiederum als Beschreibungskategorien für grammatikalisierte sprachliche Mittel dienen. Bei einem einzigen Parameter, nämlich der subordinierten Argumentation, gibt es laut Atayan keine sprachlichen Mittel, die mit Hilfe dieser Kategorie erfasst werden könnten.[55] Bei der Applikation der Parameter auf die Textanalyse werden sie je nach wechselseitigen Abhängigkeitsrelationen in drei Gruppen geteilt: 1) Koordinierte argumentative Makrostrukturen; 2) Argumentative

zwei Äußerungen auf der sprachlichen Oberfläche, zwischen denen eine Stützungsrelation existiert“ (Atayan 2006:36).

48 URL 4 Günther Kreuzbauer (2007) macht in seiner Rezension zu Recht darauf aufmerksam, dass auf diese Weise mindestens zwei weitere wichtige Aspekte außer Acht gelassen werden, nämlich Argumente als mentale (oder kognitive) Fähigkeiten oder als ideale Entitäten (in der formalen Logik).

49 In der Abgrenzung von der sog. rhetorischen Argumentation definiert Ducrot die linguistische – in seinen Augen relevantere – Argumentation folgendermaßen: „Le deuxième terme à definir est l’expression *argumentation linguistique* ou, par abréviation, *argumentation*. Dans cet exposé, j’appellerai ainsi les segments des discours constitués par l’enchaînement de deux propositions A et C, reliées implicitement ou explicitement par un connecteur du type *donc, alors, par conséquent* [...]” (Ducrot 2004:18 f.). Im Grunde entspricht diese Definition der ersten Arbeitsdefinition von Atayan.

50 „Betrachtet man nun die vorläufige Definition der minimalen Argumentation aus dem ersten Kapitel, so erscheint offensichtlich, dass diese als eine makroskopische sprachlich-kommunikative Handlung zu interpretieren ist. Anders formuliert: Argumentation ist aus der kommunikativen Sicht an sich schon eine Makrostruktur. Die Definition von Makrostrukturen im Rahmen dieser Untersuchung soll allerdings nicht von der Anzahl der sprachlich-kommunikativen Handlungen in der jeweiligen sprachlichen Sequenz abhängig gemacht werden, sondern von der Anzahl von Argumentationen, so dass als Makrostrukturen der Argumentation diejenigen Konstellationen von kommunikativen Handlungen angesehen werden, bei deren Interpretation mindestens zwei minimale Argumentationen anzunehmen sind“ (Atayan 2006:50).

51 Das Konzept der Polyphonie hilft solche Phänomene adäquat zu erfassen wie etwa Ironie, Evidentialitätsmarker, Präsupposition usw. In diesem Konzept wird zwischen *sujet parlant effectif* (der Instanz, die die Sequenz tatsächlich produzierte), *locuteur* (Instanz, die in der Äußerung als Urheber der illukotionären Handlung, welche an die Sequenz gebunden ist, auftritt), und *énonciateur* (Urheber von *points de vue* – Gesichtspunkten, die durch die Äußerung zum Ausdruck kommen können) unterschieden (vgl. Ducrot 1984:204). Zum konkreten Beispiel einer polyphonischen Sequenz vgl. Anm. 22 im vorliegenden Aufsatz.

52 Zu diesem Typ gehören etwa adjektivisch realisierte Attribute, Appositionen, Partizipialattribute oder Präpositionalattribute.

53 Es wird dabei zugegeben, dass eine auffallende Nähe zwischen paradigmatisch und durch eine generische Prämisse realisierten Argumenten besteht (siehe Atayan 2006:178).

54 Kreuzbauer erwähnt in seiner Rezension z. B. Wahrheit, Folgerichtigkeit oder Relevanz.

55 Nach diesem Konzept der fünf Parameter stellt die Konzession die antizipierte Vorwegnahme eines Gegenarguments, das nicht hinreichend stark präsentiert wird, dar.

Stärke, argumentative Schwäche und Gegenargumentation;[56] 3) Signalisierung der Unstrittigkeit und subordinierte Argumentation.[57] Die aufgestellten Untersuchungsparameter werden dann auf die Analyse von argumentativen, vor allem persuasiven[58] Texten auf Deutsch, Französisch, Spanisch und Italienisch appliziert.[59] Atayan konzentriert sich ausschließlich auf monologische Texte, da er in ihnen infolge des niedrigeren Informationsstands eine weitaus höhere sprachliche Signalisierung annimmt als in den dialogischen.[60]

Um Atayans Vorgehensweise in Anlehnung an (und in Abgrenzung von) Anscombre und Ducrot zu verdeutlichen, soll hier auf seine Auseinandersetzung mit den Mitteln der argumentativen Stärke und Schwäche näher eingegangen werden. Zunächst wird auf den prinzipiellen Unterschied zwischen dem Parameter der koordinierten Argumentation und der Signalisierung der argumentativen Stärke eingegangen, die funktionale Ähnlichkeiten aufweisen.[61] Der Parameter der koordinierten Argumentation wird im vornhinein von den anderen abgesetzt: Die minimalen Argumentationen in dem koordinativen Argumentationstypus müssen in einer „paradigmatischen Ähnlichkeits- oder Äquivalenzrelation“ stehen (vgl. Atayan 2006:207).[62] Atayan nimmt durchaus im Sinne des radikalen Argumentativismus an, dass sich dieses Beziehungsmuster auch auf der Ebene der sprachlichen Realisierungsmöglichkeiten widerspiegeln müsse. Bei der Signalisierung der argumentativen Stärke bildet dagegen „eine bestehende minimale Argumentation den Bezugspunkt eines weiteren argumentativen Verfahrens, mit dem die Stärke des Arguments in dieser minimalen Argumentation thematisiert wird“ (Atayan 2006:315). Es muss sich, einfach gesagt, um eine Relation der Subordinierung handeln. Im Zentrum des Interesses stehen dabei die von Ducrot definierten *modificeurs déréalisants* (MD) und *modificeurs réalisants* (MR).[63] Bei der Bestimmung dieser Elemente als *opérateurs argumentatifs* ist dabei ihre Fokussiertheit ausschlaggebend. Ducrot stellt funktionale Unterschiede lediglich zwischen den fokussierten und nicht fokussierten *modificeurs déréalisants* fest.

Beispiel:

> *Eine langsame VERBESSERUNG$_{(fok)}$ der Situation am europäischen und damit auch auf dem deutschen Milchmarkt sieht der Milchindustrie-Verband (MIV).* (URL 5)

Weil hier der MD nicht als Fokus der Äußerung fungiert, kann die Äußerung mit folgender Konklusion fortgesetzt werden:

> *Die Krise ist nun überwunden.*

[56] Auf diese Weise kann z. B. *sogar* (*même*) durch die Parameter der koordinierten Argumentation und argumentativer Stärke erfasst werden.

[57] Atayan selbst findet diese Feststellung verwunderlich, da solche Argumentationsmuster aus der logisch-kognitiven und kommunikativ-pragmatischen Perspektive leicht herleitbar sind (vgl. Atayan 2006:101).

[58] Die Untersuchung der Gegenargumentation beschränkt sich mit dem Hinweis auf eine bereits reichhaltige Forschungsliteratur auf Formen, die mit der Signalisierung der argumentativen Schwäche zusammenhängen.

[59] Als paradigmatischer Ausgangspunkt werden die strategischen Überlegungen des Sprechers festgelegt, orientiert an den möglichen nicht-ratifizierenden Reaktionen des Empfängers. Dabei kann es laut Atayan zu zwei Situationen kommen: die Nicht-Ratifikation kann entweder argumentativ gestützt oder nicht-gestützt sein. Falls es sich um eine nicht-gestützte Ratifikation handelt, können wieder zwei Situationen entstehen. Wenn angenommen wird, dass das präsentierte Argument als strittig interpretiert werden könnte, so werden die Parameter der subordinierten Argumentation oder der Unstrittigkeit wirksam. Wenn das Argument zwar unstrittig, aber nicht hinreichend identifiziert wird, so können weitere Argumente in Form von koordinierten Strukturen hinzugefügt werden oder es kann auf die Stärke des vorgebrachten Arguments hingewiesen werden (vgl. Atayan 2006:204).

[60] Nach Atayan sind persuasive Texte die am besten geeignete Basis für die Untersuchung der Argumentationen. Deswegen werden hauptsächlich Zeitungstexte herangezogen.

[61] Die französischen Textproben überwiegen deutlich.

[62] „Das besondere an einer dialogischen Kommunikation ist aber gerade der im Vergleich zur monologischen höhere Informationsstand bei beiden Partnern und zum anderen die Einschränkung der Erwartungen v. a. in Bezug auf die reaktiven Handlungen [...] Somit ist ein geringerer Bedarf an Signalisierung anzunehmen“ (Atayan 2006:92).

[63] Beide Strukturen können die argumentative Stärke signalisieren.

Wenn der MD als Fokus der Äußerung in der Argument-Rolle gebraucht wird, ist diese Fortsetzung unakzeptabel, weil es zur Umkehrung der argumentativen Orientierung kommt. Die Konklusion müsste daher in andere argumentative Richtung weisen:

> *Eine (nur) LANGSAME$_{(fok)}$ Verbesserung der Situation am europäischen und damit auch auf dem deutschen Milchmarkt sieht der Milchindustrie-Verband (MIV).*
>
> *Die Krise ist noch lange nicht überwunden.*

Daraus folgt, dass die MD, falls sie fokussiert sind, zur Umkehrung der argumentativen Orientierung im Vergleich zu der Äußerung ohne MD führen. Atayan macht mit Recht darauf aufmerksam, dass die Interpretation von MD in den meisten Fällen ausschließlich aus dem Gesamtkontext abzulesen ist (vgl. Atayan 2006:316 f.). Zur Identifikation der von MD oder MR modifizierten Äußerungen (Prädikat X, MD Y / MR Z) hat Ducrot ein Testverfahren entwickelt, das auf der Möglichkeit basiert, „ohne zusätzliche Kontextannahmen und ohne einen bestimmten argumentativen Grund die Sequenz X, *aber* XY bzw. X, *und sogar* XZ zu produzieren" (vgl. Atayan 2006:188).[64] Die vorgeschlagenen Tests funktionieren allerdings nur bei den fokussierten MD und MR[65] Trotz der mangelnden Test-Evidenz schlägt Ducrot neben den nicht fokussierten MD und den nicht fokussierten MR auch die fokussierten MR als *opérateurs argumentatifs* vor, weil er eine funktionale Einheit annimmt.[66] Dies wird von Atayan entschieden kritisiert. Erstens aus den Gründen der funktionalen Asymmetrie, vor allem aber wegen der abweichenden diskursiven Sequenzierungsmöglichkeiten der Äußerungen mit fokussierten und nicht-fokussierten MR.[67] Ein weiterer kritischer Schritt besteht darin, dass Atayan die nicht-fokussierten MR und MD als zwei minimale monophonische Einheiten identifiziert.[68] Diese Annahme gründet er zunächst auf der Erkenntnis, dass nicht fokussierte, nicht-restriktive und parenthetische Einheiten aus der sprachhandlungstheoretischen Perspektive autonome Funktionen erfüllen können, wie etwa die Funktion eines Arguments. Daraus folgt für Atayan, dass die Rolle von nicht fokussierten MD und MR nicht auf die Modifikation der Stärke eines *mot plein*[69] in der Äußerung reduzierbar ist, sie können also nicht – wie Ducrot annahm – als

---

[64] Damit ist gemeint, dass sie funktional identisch hinsichtlich der Konklusion sein müssen.

[65] Diese zwei Termini werden prinzipiell nicht ins Deutsche übersetzt. Die plausibelsten Äquivalente wären wohl unbeholfene Komposita wie etwa *argumentationsabschwächende/-verstärkende Modifikationswörter*, deswegen bleibe ich bei der französischen Terminologie. Ducrot definiert die zwei *opérateurs* folgendermaßen:
„Un mot lexical Y est dit 'MD' [modificateur déréalisant] par rapport à un prédicat X si et seulement si le syntagme XY:
(i) n'est pas senti comme contradictoire
(ii) a une orientation argumentative inverse ou une force argumentative inférieure à celle de X.
Si XY a une force argumentative supérieure à celle de X, et de même orientation, Y est un MR [modificateir réalisant]" (Ducrot 1995:147).

[66] Bei den *modificateurs dérealisants* würde die Äußerung den *et même*-Test (*und sogar*-Test) nicht bestehen: Peter ist ein Verwandter, aber ein ENTFERNTER Verwandter / ?? Peter ist Verwandter, und sogar ein ENTFERNTER Verwandter. Durch diesen Test sieht Ducrot bewiesen, das ‚entfernt' als ein *modificateur dérealisant* im Bezug auf das Wort *Verwandter* funktioniert. Ein *modificateur réalisant* würde wiederum den *mais*-Test (*aber*-Test) nicht bestehen: Peter ist ein Verwandter, sogar ein NAHER Verwandter / ?? Peter ist Verwandter, aber ein NAHER Verwandter.

[67] Paris hat sich verändert, aber LANGSAM verändert. / ?? Paris hat sich verändert, aber langsam VERÄNDERT. Paris hat sich verändert, sogar SCHNELL verändert. / ?? Paris hat sich verändert, sogar schnell VERÄNDERT.

[68] Nimmt man das oben erwähnte Beispiel und ersetzt den MD durch einen MR, wird es keine Veränderung in der argumentativen Orientierung verursachen, die Konklusion bleibt die gleiche:
i) Eine schnelle VERBESSERUNG$_{(fok)}$ der Situation am europäischen und damit auch auf dem deutschen Milchmarkt sieht der Milchindustrie-Verband (MIV).
ii) Eine SCHNELLE$_{(fok)}$ Verbesserung der Situation am europäischen und damit auch auf dem deutschen Milchmarkt sieht der Milchindustrie-Verband (MIV).
Konklusion aus i) und ii): Die Notierungen für die wichtigsten Milchprodukte haben ihre Talfahrt beendet.

[69] Im Falle der funktionalen Identität müssten im Sinne des Askriptivismus die Sequenzierungsmöglichkeiten identisch sein, was allerdings nicht der Fall ist:
Paris hat sich verändert, und sogar SCHNELL$_{(fok)}$ verändert.
?? Paris hat sich verändert, und sogar schnell VERÄNDERT$_{(fok)}$.
?? Paris hat sich verändert, und sogar schnell hat sich Paris VERÄNDERT$_{(fok)}$.

opérateurs klassifiziert werden. Der grundsätzliche Unterschied zwischen den fokussierten und nicht fokussierten MD und MR besteht also darin, dass die nicht-fokussierten Einheiten als Argumente für die argumentative Schwäche/Stärke der Äußerung fungieren können, während die fokussierten Einheiten keinen weiteren Argumentationsakt darstellen.

> „Der Unterschied zu den fokussierten MD und MR entspräche in diesem Fall in etwa dem generellen Unterschied zwischen Zeigen und Implizieren. Mit dem Einsatz eines fokussierten MD oder MR wird die Schwäche oder Stärke eines Arguments gezeigt (genauso, wie z. B. ein Fragewort die sprachliche Handlung des Fragens zeigt). Mit den nicht-fokussierten Einheiten wird für eine implizit bleibende metaargumentative Aussage über die Schwäche oder Stärke eines Arguments argumentiert, sodass eine argumentative Makrostruktur entsteht“
>
> (Atayan 2006:339)

Wenn diese Annahme auf das oben erwähnte Beispiel appliziert wird – *Eine langsame VERBESSERUNG*$_{(fok)}$ der Situation am europäischen und damit auch auf dem deutschen Milchmarkt sieht der Milchindustrie-Verband (MIV) –, kann folgende argumentative Struktur angenommen werden:

- Konklusion: *Die Preise haben sich stabilisiert.*
- Begründung: *Die Situation am europäischen und damit auch auf dem deutschen Milchmarkt hat sich verbessert.*
- Antizipiertes Kontra-Argument: *Die Preise steigen nicht.*
- Verbalisiertes Argument gegen das antizipierte Kontra-Argument (mit Hilfe der arg. Schwäche des lexikalischen Prädikats): *Die Verbesserung ist langsam.*

Dagegen wird in der Äußerung mit dem fokussierten MD – *Eine (nur) LANGSAME*$_{(fok)}$ *Verbesserung der Situation am europäischen und damit auch auf dem deutschen Milchmarkt sieht der Milchindustrie-Verband (MIV)* – die Schwäche des Arguments direkt gezeigt, sodass kein autonomer Argumentationsschritt erfolgen kann. (Deswegen ist die *aber*-Probe hinsichtlich des lexikalischen Prädikats VERBESSERUNG möglich.)

Diese grundsätzliche Unterscheidung gilt auch für die fokussierten und nicht fokussierten MR, bei denen Ducrot funktionale Identität voraussetzte. Eine ähnliche Strukturanalyse kann bei einer Äußerung mit nicht fokussiertem MR durchgeführt werden:

> *Ein schneller ANSTIEG des öffentlichen Defizits hat in den letzten Jahren zu einer erheblichen Anhäufung unerwünschter Liquidität durch Haushalte und Unternehmen geführt.*
> *(URL 6)*

- Konklusion: *Es ist ein negativer monetärer Überhang entstanden.*
- Begründung: *Es kam zu einem Anstieg des öffentlichen Defizits.*
- Impliziertes Kontra-Argument: *Der Anstieg des öffentlichen Defizits allein konnte keine hinreichende Ursache für die Anhäufung der unerwünschten Liquidität sein.*
- Verbalisiertes Argument gegen das antizipierte Kontra-Argument (mit Hinweis auf die argumentative Stärke des lexikalischen Prädikats): *Der Anstieg war schnell.*

In der Äußerung mit einem fokussierten MR[70] wird dagegen auf die Schwäche des Arguments direkt gezeigt, sodass kein argumentativer Zwischenschritt erfolgt.

Die Analyse der argumentationsabschwächenden und -verstärkenden sprachlichen Mittel sollte auf die grundsätzliche Rezeptionshaltung in der Studie von Atayan hinweisen: Die von Anscombre und Ducrot entwickelten Thesen liegen ihr als eine theoretische Schablone zu Grunde, die

Beispiele adaptiert von (Atayan 2006:320).

[70] In Anknüpfung an Rubattel (1986) werden als minimale monophonische Einheiten verschiedene syntaktische Strukturen verstanden, wie etwa Appositionen, Attribute, Nebensätze, Präpositionalphrasen usw., welche die Funktion des Arguments erfüllen können. Es handelt sich um potentiell argumentative Sequenzen.

allerdings in verschiedene Richtungen erweitert und modifiziert wird, damit die resultierenden Formalismen plausibel erscheinen.

Dies gelingt auch hervorragend, indem darauf hingewiesen wird, welche sprachlichen Ausdrücke (unter welchen Umständen) die Funktion von Argumentationseinheiten übernehmen können und welche nicht. Dies geschieht einerseits mit Hilfe von funktionalen Proben (*aber*-Probe, *sogar*-Probe usw.), andererseits mit detaillierten Abhängigkeitsanalysen der einzelnen (impliziten und expliziten) Argumentationsschritte, in denen die Funktion der einzelnen sprachlichen Einheiten im Argumentationsaufbau beleuchtet wird.

5. Fazit

Bis auf die Studie von Atayan hat die Theorie des radikalen Argumentativismus in der deutschsprachigen Argumentationsforschung nur begrenzte Aufnahme gefunden. Obwohl auch in den deutschsprachigen Studien, in denen die Studien von Anscombre und Ducrot gar nicht erwähnt werden, auf ähnliche sprachlich bedingte Problemstellungen bei der Bestimmung von argumentativen Strukturen hingewiesen wird, scheint dieser französische Ansatz auch nach der Überwindung der sprachbedingten Barrieren keine breitere Rezeption gefunden zu haben. Es wird entweder ausgesprochen kritisch auf ihn eingegangen (Wohlrapp 2008) oder er wird als eine Randerscheinung behandelt, die lediglich einen bestimmten Aspekt der Argumentationsforschung – den extrem sprachlich zentrierten Zugang – prägte (Kienpointner 1992). In relativer Unabhängigkeit von dem französischen Ansatz wurden vergleichbare Verfahren im Bereich der deutschen Partikelforschung entwickelt, indem etwa Skalarprinzipien bei der semantischen Analyse der Partikeln eingesetzt wurden (Altmann 1976 und 1978).

Mit der umfangreichen Monographie von Atayan, auf die hier näher eingegangen wurde, liegt also die erste deutschsprachige Studie vor, in der der theoretische Apparat von Anscombre und Ducrot kritisch aufgenommen und auf die deutsche Sprache (unter anderen) appliziert wird. Allerdings sieht es eher so aus, dass im deutschsprachigen Kontext aus diesem Argumentationsansatz weitaus mehr interessante Anregungen für die Sprachwissenschaft als für die Argumentationsforschung resultieren, worauf auch die von Atayan zusammengefassten Perspektiven dieses Ansatzes hindeuten.[71]

Literaturverzeichnis

Altmann, Hans (1976): *Die Gradpartikeln im Deutschen. Untersuchungen zu ihrer Syntax, Semantik und Pragmatik*. Tübingen.

Altmann, Hans (1978): *Gradpartikel-Probleme: Zur Beschreibung von gerade, genau, eben, ausgerechnet, vor allem, insbesondere, zumindest, wenigstens*. Tübingen.

Anscombre, Jean-Claude/Ducrot, Oswald (1983): *L'argumentation dans la langue*. Bruxelles.

Anscombre, Jean-Claude (1995): *Théorie des topoï.* Paris.

Atayan, Vahram (2006): *Makrostrukturen der Argumentation im Deutschen, Französischen und Italienischen.* Frankfurt am Main.

[71] In der von A. und D. initiierten argumentationsbasierten Klassifikation der Lexik wird zwischen *mots-pleins* und *mots-outils* unterschieden, wobei die *mots-outil* lediglich die Argumentation externe und A. interne von *mots pleins* modifizieren.

Bayer, Klaus (1999): *Argument und Argumentation: logische Grundlagen der Argumentationsanalyse*. Opladen.

Benoit, William/Lindsey, James (1987): Argument Fields and Forms of Argument in Natural Language. In: van Eemeren, Frans Hendrik et al. (Hrsg.): *Argumentation: Across the Lines of Discipline*. Dordrecht, S. 215–224.

Bruxelles, Sylvie (2002): Topoï lexicaux et analyse interactionelle: une mise en perspective sur des données recueillies en situation institutionnelle. In: Eggs, Ekkehard (Hrsg.): *Topoï, discours, arguments*. Stuttgart, S. 27–48.

Carel, Marion (2001): Argumentation interne et argumentation externe au lexique: des propriétés différentes. In: *Langages 142*. Paris, S. 10–21.

Carel, Marion (2005): La construction du sens des énoncés. In: *Revue romane 40/1*, S. 79–97.

Ducrot, Oswald (1969): Présupposés et Sous-Entendus. In: *Langue Française* 4. Paris, S. 30–43.

Ducrot, Oswald (1972): *Dire et ne pas dire. Principes de sémantique linguistique*. Paris.

Ducrot, Oswald (1984): *Le dire et le dit*. Paris.

Ducrot, Oswald (1993): Les topoi dans la „Théorie de l'argumentation dans la langue". In: Plantin, Christian (Hrsg.): *Lieux communs, Topoï, stéréotypes, clichés*. Paris.

Ducrot, Oswald (2002): Les internalisateurs. In: Andersen, Hanne Leth/Nølke, Henning (Hrsg.): *Macro-syntaxe et macro-sémantique*. Berne, S. 301–322.

Ducrot, Oswald (2004): Argumentation rhétorique et argumentation linguistique. In: Doury, Marianne/Moirand, Sophie (Hrsg.): *L'argumentation aujourd'hui. Positions théoriques en confrontation*. Paris, S. 17–34.

van Eemeren, Frans Hendrik/Kruiger, Tjark (1987): Identifying Argumentation Schemes. In: van Eemeren, Frans Hendrik et al. (Hrsg.): *Argumentation: Across the Lines of Discipline*. Dordrecht, S. 70–81.

van Eemeren, Frans Hendrik et al. (1996): *Fundamentals of argumentation theory. A handbook of historical backgrounds and contemporary developments*. Mahwah.

Eggs, Ekkehard (1994): *Grammaire du discours argumentatif*. Paris.

Eggs, Ekkehard (2000): Vertextungsmuster Argumentation: Logische Grundlagen. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Hinkemann, Wolfgang/Sager, Sven Frederick (Hrsg.): *Text- und Gesprächslinguistik: Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin.

Fournier, Corinne/Raccah, Pierre-Yves (1990): Argumentation and artificial intelligence: from linguistic models to knowledge management. In: Choueka, Jaakov (Hrsg.): *Computers in Literary and Linguistic Research*. Genève, S. 176–196.

Govier, Trudy (1987): *Problems in Argument Analysis and Evaluation*. Dortrecht.

Iten, Corinne (1999): The Relevance of Argumentation theory. In: Iten, Corrine/Neeleman, Ad (Ed.)*: UCL Working Papers in Linguistics 11*, S. 41–81.

Kienpointner, Manfred (1992): *Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*. Stuttgart; Bad Cannstatt.

Kopperschmidt, Josef (1999): *Neue Rhetorik als Argumentationstheorie*. Wien; Berlin.

Moeschler, Jacques/Reboul, Anne (1994): *Dictionnaire encyclopédique pragmatique*. Paris.

Nyan, Thanh (1998): *Metalinguistic Operators with Reference to French*. Bern.

Perelman, Chaim/Olbrechts-Tyteca, Lucie (1983): *Traité de l'argumentation. La nouvelle rhétorique*. Bruxelles.

Rubattel, Christian (1986): La structure de l'énoncé minimal comme condition d'accès aux stratégies interprétatives. In: *Cahiers de linguistique française*. Genève, S. 135–148.

Rudolph, Elisabeth (1996): *Contrast: Adversative and Consessive Relations and Their Expressions in English, German, Spanish, Portuguese on sentence and text level.* Berlin; New York.

Schellens, Peter Jan (1985): *Redelijke Argumenten. Een onderzoek naar normen voor kritische lezers.* [Dissertation an der Rijksuniversiteit Utrecht.]. Dordrecht.

Toulmin, Stephen/Rieke, Richard/Janik, Allan (1984): *An Introduction to Reasoning*. New York.

Völzing, Paul-Ludwig (1979): *Begründen, Erklären; Argumentieren: Modelle u. Materialien zu e. Theorie d. Metakommunikation.* Heidelberg.

Weydt, Harald (Hrsg.) (1979): *Die Partikeln der deutschen Sprache*. Berlin.

Wohlrapp, Harald (2008): *Der Begriff des Arguments. Über die Beziehungen zwischen Wissen, Forschen, Glauben, Subjektivität und Vernunft*. Würzburg.

Zarefsky, David (1996): Argumentation in the tradition of speech communication studies. In: van Benthem, Johan/van Eemeren, Frans Hendrik/Grootendorst, Rob/Veltman, Frank (Hrsg.): *Logic and Argumentation*. Amsterdam, S. 43–59.

Internetquellen:

URL 1: http://www.th-mann.de/index.php?option=com_content&view=article&id=1485:milchmarkt-langsame-verbesserung&Itemid=118&lang=de [20. 12. 2013].

URL 2: http://europa.eu/rapid/press-release_IP-90-1089_de.htm?locale=en [11. 11. 2013].

URL 3: Bücker, Jörg (2004): *Argumentationstheorie und interaktionale Linguistik.* http://noam.uni-muenster.de/sasi/Buecker_SASI.pdf [12. 4. 2013].

URL 4: Kreuzbauer, Günther (2007): Rezension: Vahram, Atayan: Makrostrukturen der Argumentation im Deutschen, Französischen und Italienischen. (Erschienen 2006 in der Reihe: Sabest: Saarbrücker Beiträge zur Sprach- und Translationswissenschaft, Bd. 13.). Frankfurt am Main. In: *RhetOn - Online Zeitschrift für Rhetorik und Wissenstransfer.* http://www.rheton.sbg.ac.at/rheton/2007/04/atayan-vahram-makrostrukturen-der-argumentation-im-deutschen-franzchen-und-italienischen/ [5. 4. 2013].

URL 5: http://www.th-mann.de/index.php?option=com_content&view=article&id=1485:milchmarkt-langsame-verbesserung&Itemid=118&lang=de [20. 12. 2013].

URL 6: http://europa.eu/rapid/press-release_IP-90-1089_de.htm?locale=en [11. 11. 2013].

Kognitiv-linguistischer theoretischer Ansatz beim Simultandolmetschen vs. andere SD-Modelle

Jaroslav STAHL

Abstract:
A cognitive linguistic theoretical approach to simultaneous interpreting versus other models applied to SI

The article focuses on the current state of research in simultaneous interpreting (SI), comparing cognitive pragmatic models with cognitive linguistic approaches. The author offers an objective list of the advantages and disadvantages of the cognitive linguistic approach and other models currently used in SI. The aim of the article is not to present a one-sidedly positive assessment of the cognitive linguistic approach, but instead to arrive at a balanced evaluation of the individual approaches and the possibilities offered by the models under investigation. The author also points out further approaches that could be characterized as covertly cognitive.

Key words:
interpreting, simultaneous interpreting, cognitive linguistic approach, interpreting theory, translation studies, cognitive pragmatic models

1. Einleitung

Die Beschreibung und Analyse prozessualer Aspekte des Simultandolmetschens war stets ein begehrter Gegenstand diverser Forschungsansätze, -methoden und -schulen. Nachdem bereits mehrere Modelle unter Berücksichtigung psychologischer Faktoren des Simultandolmetschens, bzw. der Psycholinguistik in den vergangenen Jahrzehnten aufgestellt und intensiv diskutiert wurden, ist die Erkenntnis über die Definition des Dolmetschprozesses als komplexem kognitivem Geschehen unter Einwirkung psychologisch bedingter subjektiver Faktoren der Kommunikanten zur Prämisse jeglicher weiterer Ansätze in der Dolmetschforschung geworden. Trotz der Unterschiede in den aktuellen Forschungstrends sind alle Forschungsergebnisse zu berücksichtigen, welche zur weiteren Aufdeckung jener dem Simultandolmetschen zugrundeliegenden Prozesse verhelfen. In dem vorliegenden Beitrag geht es nicht um ein einseitiges Plädoyer für eine einzige Methode, wir sind stattdessen bestrebt, die einzelnen Fundamente der vorherrschenden Zugänge zu bewerten und die wahrscheinlichsten kognitiven Prozesse des SD einzusehen, sofern diese auch einzusehen sind.

2. Aktueller Forschungsstand

Die gegenwärtige SD-Erforschung ist vor allem durch die wachsende Multidisziplinarität gekennzeichnet, welche sich seit der Entfaltung der sog. „Triester Schule“ nicht nur im *Bereich Simultandolmetschen*, sondern auch der Analyse des Dolmetschens als solchem weitgehend etablieren konnte. Diese Forschungskoordinaten stecken sicherlich den richtigen Weg der künftigen Dolmetschwissenschaft ab, da gerade einige kognitive Prozesse, deren Anbindungen zu zentralen Abläufen bzw. Autonomie mehr Erfolgschancen haben als rein linguistisch basierte Untersuchungsansätze. Die rein linguistische Herangehensweise wird bereits für überholt gehalten, obwohl sie auf Oberflächen- bzw. Produktebene noch vielerlei Ergebnisse zu bieten hat, insbesondere im Kontext und in Verbindung zu jenen dieser Produktebene zugrundeliegenden Prozessen. Hochwertige Impulse vermittelten die Ascona-Workshops in den Jahren 1997 und 2001 durch die Thematisierung der kognitiven Psychologie (Moser-Mercer), welche bereits 1978 mit einem soliden SD-Modell aufhorchen ließ. Setton (1999) schlug seinen Weg zur kognitiv-pragmatischen Methode unter Bezugnahme der Positionen der Relevanztheorie ein, über welche hier noch die Rede sein wird. Eine weitere kennzeichnende Entwicklung der Dolmetschwissenschaft ist weiterhin das Fehlen eines einzigen wegweisenden Forschungszentrums, im Unterschied zu den 70er und 80er Jahren. Kommen wir jedoch zu weiteren Autoren.

Wie bereits angedeutet, gibt es mehrere universitäre Ausbildungs- und Forschungsstätten, an denen Vertreter der jeweiligen Methoden bzw. Forschungspräferenzen tätig sind. Zu den aktivsten gehört auch die École de traduction et d’interprétation (ETI) in Genf, an der u. a. auch Moser-Mercer tiefere Untersuchungen kognitiver Prozesse durch neurolinguistische Methoden anwendet. Damit knüpft sie auch bei Ansätzen von Kurz an, die die einzelnen Funktionen der Gehirnhemisphären bei komplexen kognitiven Aufgaben ansatzweise untersuchte. Die weiterführenden Untersuchungen in dieser Richtung sind aber nicht Gegenstand unserer Abhandlung.

Psycholinguistische Blickwinkel haben jedoch auch in die Arbeiten weiterer Autoren Eingang gefunden. Gile berücksichtigt diese auch in seiner neu erschienenen und ergänzten Auflage seines Hauptwerkes aus dem Jahr 2009. Dies bestätigt die Relevanz kognitiv basierter Methoden bei der Analyse von Teilprozessen des SD, insbesondere bei Konfliktfällen, in denen die Gedächtnis- und Aufmerksamkeitsressourcen um Kapazität ringen und somit Probleme bei der Bewältigung kognitiver Aufgaben entstehen. Trotz dieser wertvollen Ergänzungen bleibt das Hauptaugenmerk des Autors auf die Unterrichtsmethoden des Simultandolmetschens (und des Konsekutivdolmetschens) gerichtet, der sich somit auf das Praktische des Simultandolmetschens konzentriert.

Das von Chernov aufgestellte robuste SD-Modell, dass noch einmal 2004 mit Kommentaren von Setton und Hild ergänzt und präsentiert wurde, bildet ein weiteres Fundament für die künftige Forschung auf psycholinguistischen Grundlagen. Trotz mancher kritischer Kommentare ist das auf der Aktivitätstheorie und Ansätzen von Barchudarow aufbauende Modellgerüst weitgehend unangefochten und auch für uns ein gültiger Ausgangspunkt für unsere Überlegungen. Eine wertvolle Sichtweise hilft uns u. a. Searle mit seiner Sprechakttheorie zu öffnen, welcher sich auf Thesen von Austin über die Verwendung der Sprache in konkreten Situationen stützt. Die Bedeutung, der Sinn ist gerade der Sprechakt als Intention des Emittenten – also des Redners im konkreten Textabschnitt. Dieser ist natürlich von der konkreten Situation beeinflusst, wie z. B. im Satz: *Er weiß nicht, von wo der Wind weht*. Diese Behauptung muss nicht nur eine Information über die Wetterkenntnis der jeweiligen Person, sondern auch die Unkenntnis über die entscheidenden Einflüsse in der gegebenen Situation zum Ausdruck bringen. Der zitierte Satz ist dessen Auffüllung mit realem Inhalt. Die konkreten situativ-pragmatischen Faktoren stehen im Mittelpunkt der Theorie des bereits oben genannten R. Setton, welcher auf der Relevanz- und Sprechakttheorie aufbaut. Er ist einer der Hauptvertreter der kognitiv-pragmatischen Forschungsmethode mit dem Bestreben, kognitive Mikroprozesse unter die Lupe zu nehmen, die während des SD-Prozesses im Bewusstsein des Dolmetschers stattfinden. Diesen Abläufen widmet er seine Monographie. Sein vorgestelltes

Modell basiert auf Mustern einsprachiger Kommunikation gemäß psycholinguistischer Ansätze, vor allem auf der Arbeit von Levelt. Von Schlüsselbedeutung ist für Setton die Rezeption des AT, bzw. des Signals der Ausgangssprache und die Arbeit mit dem Mehrwert – das Verständnis des AT des Redners als „intermediate representation", für die wir die Bezeichnung „semantisches Abstrakt" verwenden. Als Hauptziel seiner Untersuchung sieht Setton die Aufdeckung von Hintergrundprozessen, welche die Identifikation der für das Verständnis wichtigen Informationen steuern sowie welche Methoden Dolmetscher bei der Suche nach diesen Schlüsselinformationen verwenden. Weiterhin interessiert er sich für die Fehlermotivation in Abhängigkeit von der syntaktischen Oberflächenstruktur des AT. Ein schwer zugänglicher Prozess bleibt die sog. zentrale Exekutive und die Art und Weise ihres Funktionierens beim Bestreben um kognitive Kapazität. Dagegen ist seine Analyse pragmatischer Faktoren von äußerster Relevanz, vor allem die von ihm angeführten Beispiele über deren Bedeutung bei der Aufschlüsselung des textuell, jedoch auch extratextuell kodierter semantischer Elemente des Emittentensignals (Rednersignals). Die genannten Ergebnisse bilden eine der Hauptsäulen unserer kognitiv-linguistischen Ansätze und zugleich die zentrale Vergleichsmethode unseres Modells.

Die meisten anderen Autoren im genannten SD-Forschungsbereich befassen sich intensiver mit Teilkompetenzen des SD, wie der Untersuchung des Kurzzeit- bzw. Arbeitsgedächtnisses, der Sprachenpaarbesonderheiten oder Bedeutung und Strategie von ZT-Auslassungen. Gerade Pym zeigt aber in seiner Studie wie pragmatisch und zugleich sprachenspezifisch die Strategie des Simultandolmetschers beim Bestreben um einen möglichst äquivalenten Zieltext sein muss. Seine Argumentation wenden wir auch in unseren Ausführungen über die Relevanz kognitiv-linguistischer Modellierungen und einer kritischen Betrachtung der Theorie der Relevanz und ihrer Umsetzungsmöglichkeiten beim SD an. Diese kurze Übersicht soll lediglich einen Überblick über die Ausgangspunkte unserer Bemerkungen und keine komplette Auflistung aller in den letzten Jahren aufgestellten Theorien enthalten.

3. Kognitiv-linguistischer vs. andere kognitiv-pragmatische Modellansätze

Eine kurze vergleichende Beschreibung kognitiv-pragmatischer SD-Modelle mit möglichen kognitiv-linguistischen methodologischen Ansätzen sollte der Gegenstand unserer Ausführungen sein. Wie bekannt, fußt der u. a. von Setton modellierte kognitiv-pragmatische Ansatz auf der von Wilson und Sperber erarbeiteten sog. Relevanztheorie der Kommunikation. Die Hauptthese dieser Theorie ist das Prinzip der Relevanz: Ein Gleichgewicht zwischen dem Nutzen jener dem Adressaten gewährten neuen Information und jener für deren Erwerb aufgewendeten Anstrengung. Aus der präsentierten Illokution in Form einer Proposition und des sich erweiternden Kontextes sollte der Rezipient imstande sein, die Bedeutung des Textes zu dekodieren. Dieses Prinzip besitzt nicht nur eine automatische Logik des expandierenden semantischen Gehalts der gesendeten Information, sie stellt auch ein ideales kognitives Kommunikationsmodell dar. Bei dieser Feststellung sollten wir uns aber einige Fragen in Bezug auf den pragmatischen Kontext des SD stellen. Diese sind verschiedener Art, erweitern das ursprüngliche Modell und betreffen folgende Faktoren:

Primär geht es um den Ausgangstext T1 in Sprache S1, weiterhin den Kommunikationskontext K, den Textproduzenten P mit dem Fachwissen fp. Da der Ausgangstext T1 für den Rezipienten R1 mit Sprache S2 und dem Fachwissen fr im Rahmen desselben Kommunikationskontextes K bestimmt ist, muss beim erforderlichen SD der Faktor R2 (Dolmetscher – Rezipient, R2 – weil sekundär) mit dem Fachwissen f2 berücksichtigt werden, das auch Vorinformation genannt werden kann. Hinzu kommen noch Persönlichkeitsfaktoren von P samt extralinguistischen Signalen, die entweder kommunikationsstützend oder kommunikationshindernd sein können (Faktor es). T1 wird dann durch R2 in T2 umgewandelt.

T1 von P ist somit für R1 bestimmt, T1 ist aber für R1 unverständlich und muss von R2 in T2 umkodiert werden (die anderen begleitenden Prozesse müssen hier nicht betrachtet werden). Bei den Profilen von P und R1 gilt:

Pfp > R2f2 ebenso wie R1fr >R2f2

Die Bedingung

T1 = T2

muss jedoch eingehalten werden.

Der Dolmetscher R2 muss somit Mängel bei seinem f2 durch Ausschöpfung von K (Kommunikationskontext) sowie von Pes (Textproduzent + extralinguistische Signale) kompensieren und imstande sein, die Informationsbotschaft in S1 mit Mitteln von S2 trotz obiger Mängel wiederum unter Annahme von R1fr wiederzugeben. Hinzu kommen weitere T1-bezogene Faktoren linguistischer Art hinsichtlich sprachtypologisch bedingter Unterschiede zwischen S1 und S2, bzw. AT und ZT. Als wichtig erscheinen in diesem Zusammenhang auch Unterschiede in der Verteilung semantischer Schlüsselinformationen bei S1 und S2.

Diese Unausgewogenheit von Pfp – R2f2 – R1fr sowie sprachcodebezogene Unterschiede bewirken dann die gesamte Interaktion aller drei Subjekte, bei der das von der RT definierte Gleichgewicht zwischen dem Nutzen aus jener dem Adressaten gewährten neuen Information und jener für deren Erwerb aufgewendeten Anstrengung nicht mehr gehalten werden kann.

Für den Simultandolmetscher gibt es hier mehrere Möglichkeiten, diese Unausgewogenheit zu überwinden. Außer einer ausreichenden Dolmetschpraxis im jeweiligen Fachbereich bieten sich diverse Kompensations-, Kompressions- bzw. Substitutionsstrategien, welche noch ausreichende kommunikative Äquivalenz unter Berücksichtigung des Kontextualwissens von R1 sowie F1fr ermöglichen. Welche sind dies in der Praxis?

Am häufigsten macht der Simultandolmetscher von Kompressions-, bzw. auch Kondensationsoperationen Gebrauch. Das betrifft z. B. Pronominalisierungen, Ellipsen, Weglassen von Wiederholungen:

Wir müssen uns um ein soziales Europa mit Arbeitsmarktinstrumenten bemühen, um den gerade laufenden Wandel zu bewältigen und all jenen, die von diesem Wandel besonders betroffen sind, den Übergang zu erleichtern.
Musíme sa snažiť o sociálnu Európu s modernou priemyselnou politikou a ďalšími nástrojmi pracovného trhu k zvládnutiu aktuálnych zmien a odbremeniť všetkých, ktorí sú nimi postihnutí.

Tab. 1: Beispiel einer Pronominalisierung.

Ellipsen oder Weglassungen sind eine riskantere Strategie, bei ausreichenden kontextuellen Stützen sind sie jedoch zu rechtfertigen.

… Auf der WTO-Ministerkonferenz in Cancun im Jahr 2003 stimmte die EU zu, drei wichtige und neue Themenbereiche aus den Verhandlungen ausklammern: …
… V Cancune súhlasila EÚ r. 2003 s vyňatím troch dôležitých a nových tematických oblastí z agendy: …

Tab. 2: Beispiel einer Ellipse.

Der Verlust kommunikativer Äquivalenz erfolgt tatsächlich nur auf Satzebene.

Weitere Möglichkeiten des Dolmetschers beinhalten vereinfachende syntaktische Transformationen in Form von Umwandlungen von Satzgefügen in einfache Sätze bzw. Umwandlungen von subordinativen Gefügen in koordinative Strukturen. Dies ist besonders bei Anfängern ratsam, erleichtert jedoch auch das Verständnis beim Relaisdolmetschen sowie beim Rezipienten.

Die genannten Weglassungen wurden bereits von Pym eingehend untersucht und finden zum Teil natürlich infolge der kognitiven Belastung der Dolmetscherressourcen beim SD und der oben genannten Sprachfaktoren Verwendung, bei Überschreitung der kognitiven Kapazität kann es trotzdem auch zu Informationsverlusten kommen. Dies ist aber meistens bei gelesenen AT der Fall.

Unsere Kommentare sollen nicht den Schluss nahelegen, dass beim SD samt allen diesbezüglichen kognitiven Prozessen die kognitiv-pragmatische Sichtweise auf Basis der Erkenntnisse der Relevanztheorie falsch wäre. Sie beschreibt im Gegenteil alle Teilabläufe und deren Verzahnung im dynamischen Ablauf äußerst präzise. Die Abbildungsfähigkeit in einer konkreten Situation der Ingerenz folgender Faktoren:

Wissensunterschiede Pfp > R2f2 sowie R1fr >R2f2
Sprachtypologische Unterschiede S1 S2 – formale linguistische Oberflächenstruktur
Verteilung semantischer Schlüsselelemente im AT einerseits und ZT andererseits,

scheint jedoch geschwächt zu sein.

Der Vorschlag, dem Begriff „Kognitiv-pragmatisches Modell“ den Begriff „Kognitiv-linguistischer Ansatz“ in gewissen SD-Situationen vorzuziehen, bedeutet nicht, das oben genannte Modell ersetzen zu wollen. Vielmehr ist es eine Erweiterung des kognitiv-pragmatischen Modells um einen zentralen Exekutivbereich sowie die Akzentuierung des allgemeinen Aufmerksamkeitsfaktors. Weiterhin legt auch die Bezeichnung *kognitiv-linguistisch* den sprachlichen Aspekt nahe, der vor allem beim SD ins Gewicht fällt. Da ansonsten praktisch alle prozessualen SD-Modelle pragmatische Aspekte enthalten, erübrigt sich hier nahezu das Attribut pragmatisch. Das Linguistische trägt der Bedeutung formaler grammatischer (morphologischer, lexikalischer, syntaktischer) Strukturen beim SD Rechnung.

Es geht uns hierbei darum, auf die oben erwähnten nicht unerheblichen Wissens- und linguistischen Faktoren hinzuweisen und deren interferierende Wirkung beim SD hervorzuheben. In Bezug auf die zentrale Exekutive verweisen wir auch auf Gile und die Erfordernis, ein Gleichgewicht aller Aktivitäten beim SD zu halten. Der kognitiv-linguistische Ansatz berücksichtigt auch diese kognitiven Aspekte. Die linguistischen Hindernisse beim SD gelten umso mehr bei sprachtypologisch divergierenden Sprachen, wie z. B. dem Dolmetschen zwischen Sprachen mit unterschiedlicher Struktur wichtiger Satzglieder und der Notwendigkeit einer unterschiedlichen Verwendung von Antizipations- und Inferenz-Deduktionsstrategien. Daher halten wir die Bezeichnung unserer Herangehensweise *kognitiv-linguistisch* für treffender und präziser.

Eine ausführliche Vorstellung des kognitiv-linguistischen Ansatzes erfolgte in der Monographie: ‚Was im Kopf des Dolmetschers vorgeht?‘

4. Schluss

Ziel des vorliegenden Artikels war eine kurze Untersuchung bisheriger prozessualer Modellansätze des SD und das Aufzeigen einiger Probleme bei der Darstellung kognitiver Prozesse durch kognitiv-pragmatische Modelle des SD auf Basis der Relevanztheorie. In der Analyse wollten wir auf Faktoren hinweisen, die von der RT unserer Meinung nach nicht präzise abgebildet werden und bei denen das Prinzip der Relevanztheorie nicht einwandfrei funktionieren kann. Insbesondere geht es um den Faktor Sprache und den Einfluss formaler linguistischer Oberflächenstruktur von Ausgangs- und Zieltexten beim SD und den akuten Kompensationsbedarf von Unterschieden dieser Struktur. In diesem Zusammenhang erscheint uns das einwandfreie Funktionieren der RT eher im Bereich des Konsekutivdolmetschens (KD) zu gelten, da hier der Zeitfaktor, bzw. der Faktor des zeitlichen Überlappens von AT und ZT nicht gegeben ist.

Die Akzentuierung des linguistischen Faktors bedeutet keineswegs, dass wir uns um eine Aushebelung des kognitiv-pragmatischen Ansatzes bemühen würden, sondern nur Aspekte beleuchten wollen, die nicht gänzlich durch den oben genannten Ansatz in konkreten SD-Situationen geklärt scheinen.

Erläuterung der Abkürzungen
SD – Simultandolmetschen
KD – Konsekutivdolmetschen
AT – Ausgangstext
ZT – Zieltext
S1, S2 – Sprache 1, 2
T – Text
R – Textrezipient
P – Textproduzent
RT – Relevanztheorie

Literaturverzeichnis

Barchudarow, Leonid S. (1979): *Sprache und Übersetzung*. Leipzig.

Chernov, Ghelly V. (1994): Message redundancy and message anticipation in simultaneous interpreting. In: Lambert, Sylvie /Moser-Mercer, Barbara (Hrsg.): *Bridging the Gap: Empirical Research in Simultaneous Interpretation*. Amsterdam, S. 139–153.

Chernov, Ghelly V. (2004): *Inference and anticipation in simultaneous interpreting. A probability-prediction model*. Amsterdam.

Clark, Herbert H./Clark, Eve V. (1977): *Psychology and language*. New York.

Gerver, David (1975): A psychological approach to simultaneous interpretation. In: *Meta 20: Translators' Journal*. Nr. 2, S. 119–128.

Gile, Daniel (2009): *Basic concepts and models for interpreter and translator training*. Amsterdam.

Holz-Mänttari, Justa (1984): *Translatorisches Handeln. Theorie und Methode*. Helsinki.

Hrdinová, Eva Maria (2012) : Sogenannte ‚dritte Realien' und ihre Übersetzung oder was verbindet Lena Gorelik mit Wladimir Kaminer?! In: Kotůlková, Veronika/Rykalová, Gabriela (Hrsg).: *Perspektiven der Textanalyse*. Tübingen, S. 185–193.

Hrdinová, Eva Maria (2008): Quo vadis, Übersetzungsdidaktik. *Brünner Hefte zu Deutsch als Fremdsprache*. Jg. 3, Nr. 1, S. 38–54.

Hrdinová, Eva Maria/Werbová, Marie/Motyčka, Lukáš (2011): *Kdopak by se překladu bál?!* [elektronische Quelle]. 1. Aufl. Ostrava.

Kalina, Sylvia (1998): *Strategische Prozesse beim Dolmetschen: theoretische Grundlagen, empirische Fallstudien, didaktische Konsequenzen*. Tübingen.

Klix, Friedhardt (1984): *Gedächtnis. Wissen, Wissensnutzung*. Berlin.

Köpke, Barbara/Nespoulous, Jean-Luc (2006): Working memory performance in expert and novice interpreters. In: Pöchhacker, Franz/Liu, Minhua (Hrsg.): *Interpreting 8:1*, S. 1–23.

Levelt, Willem J. M. (1989): *Speaking from Intention to Articulation*. Cambridge; Massachusets.

Moser-Mercer, Barbara (1978): Simultaneous Interpretation: A Theoretical Model and its Practical Application. In: Gerver, David/Sinaiko, Wallace H. (Hrsg.): *Language, Interpretation and Communication*. New York, S. 353–368.

Moser-Mercer, Barbara (2010): The search for neural physiological correlators of expertise in interpreting. In: Shreve, Gregory M./Angelone, Erik (Hrsg.): *Translation & cognition*, Amsterdam; Philadelphia, S. 263–287.

Pöchhacker, Franz (2007): *Dolmetschen. Konzeptuelle Grundlagen und deskriptive Untersuchungen*. Tübingen.

Pym, Anthony (2008): On omission in simultaneous interpreting: Risk analysis of a hidden effort In: Hansen, Gyde/Chesterman, Andrew/Gerzymisch-Arbogast, Heidrun (Hrsg.): *Efforts and models in interpreting and translation research: A tribute to D. Gile*. Amsterdam, S. 83–108.

Searle, John R. (1969): Speech acts. An essay in the philosophy of language. Cambridge University Press. Hrsg. Kalligram, 2007.

Setton, Robin (1999): *Simultaneous interpretation. A cognitive-pragmatic analysis*. Amsterdam.

Seleskovitch, Danica (1988): *Der Konferenzdolmetscher. Sprache und Kommunikation*. Heidelberg.

Stahl, Jaroslav (2011): Der ideale Dolmetschunterricht. Nur Wunschdenken? In: Hahn, Martin/Wazel, Gerhard (Hrsg.): *Theorie und Praxis des DaF und DaZ Unterrichts*. Frankfurt a. M., S. 269–287.

Stahl, Jaroslav (2013): *Čo sa odohráva v hlave tlmočníka? Simultánne tlmočenie. Teoretické otázky a praktické odpovede*. Bratislava.

Wilson, Deirdre/Sperber, Dan: Relevance theory. In: Horn, Laurence R./Ward, Gregory (Hrsg.): *The Handbook of Pragmatics*. Oxford, S. 607–632.

Metaphern in der Sprache der Psychologie

Wodurch wird die fachliche Definition von Emotionen für Laienrezipienten leichter verständlich?

Šárka VALOVÁ

Abstract:
Metaphors in the language of psychology. What makes it easier for non-expert recipients to understand expert definitions of emotions?

The article focuses on linguistic means used by professionals when defining specific emotions in psychological texts. Based on a linguistic analysis of selected passages of text, the author describes the metaphorical concepts used in order to make it easier for recipients to understand phenomena whose perception is purely subjective. The role of metaphors in professional language is frequently neglected or underestimated.

Keywords:
emotions, metaphors, professional language

1. Einführung

Das Ziel dieser linguistisch orientierten Untersuchung ist die Beschreibung, wie Emotionen in popularisierenden Fachtexten definiert werden, die nicht an Wissenschaftler, sondern an Laien gerichtet sind. Welche sprachliche Mittel setzen die Wissenschaftler ein, damit ihr Wissen über Emotionen und somit über eine schwer zu definierende Dimension von Nicht-Experten verstanden werden kann?

Innerhalb der fachlichen Kommunikation ist laut Roelcke der moderne Experte aufgrund der Popularisierung von Wissen mehr denn je darauf angewiesen, dass er auch von Laien verstanden wird: „Er kann sich immer weniger hinter einer Bildungs- oder Expertenautorität verstecken, sondern steht zunehmend unter dem Druck, seine speziellen Kenntnisse und Fähigkeiten zu vermitteln sowie die sich daraus ergebenden Handlungen zu beantworten“ (Roelcke 2001:224).

2. Die Textbeispiele

Für diesen Beitrag wählte ich zwei Definitionen von Emotionen, die psychologischen Fachtexten entnommen wurden. Beide Fachtexte sind für einen Laien-Rezipienten-Kreis bestimmt. Im Buch mit dem Titel ‚Die Macht der Emotionen und wie sie unseren Alltag bestimmen‘ von François

Lelord und Christophe André und in dem Buch ‚Gefühle lesen' von Paul Ekman vermitteln Fachleute, auf mehr oder weniger unterschiedliche Weise, die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit auf dem Fachgebiet der psychologischen Auffassung von Emotionen. Fachtexte, denen auch diese zwei Textbeispiele entnommen wurden, kann man nach Roelcke zusammenfassen als „kohärente Zeichenkomplexe im Rahmen der Kommunikation eines bestimmten Fachbereiches, deren sprachliche und nichtsprachliche Strukturen eine kommunikationsunterstützende Wirkung zeigen" (Roelcke 1999:86).

Anhand ausgewählter Textabschnitte soll mit Hilfe einer linguistischen Herangehensweise gezeigt werden, dass in psychologischen Fachtexten Experten bestimmte Mittel nutzen, um die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Forschung über Emotionen für Laien zugänglich und verständlich zu machen. Anders gesagt, wenn Psychologen über die für uns Menschen so schwer fassbaren, subjektiv empfundenen Phänomene sprechen, verwenden sie Metaphern, die dem Rezipienten die Möglichkeit bieten, eine bestimmte Erkenntnis zu gewinnen. Wie ebenfalls von Harald Weinrich betont wird, findet man in wissenschaftlichen Texten gerade an wichtigen Gelenkstellen der Argumentation vermehrt Metaphern, und das eher in wirtschaftswissenschaftlichen Texten, als innerhalb der Literaturwissenschaft (vgl. Weinrich 1988:138).

Das Hauptthema dieser Texte, die jedoch nicht für Wissenschaftler, sondern für einen beliebigen Kreis von Rezipienten bestimmt sind, stellt den Begriff „Emotion" und dessen Erläuterung dar. In den Textproben, die für diesen Beitrag als Beispiel entnommen wurden, finden wir keine Bilder, Grafiken oder Tabellen, die zur besseren Veranschaulichung der bereits erläuterten Thematik, oft mit einem zusammenfassenden Charakter, verwendet werden, sondern vor allem sprachliche Bilder. In Metaphern stehen laut Stöckl mehr oder weniger konkrete „Bilder" für andere, meist abstrakte Bedeutungen (vgl. Stöckl 2004:200).

2.1 Die erste Definition einer Emotion

> „Eine Emotion ist eine ‚Bewegung', das heißt eine Veränderung im Vergleich zu einem unbewegten Ausgangszustand. Eben noch zeigte sich in uns keine Gefühlsregung, und plötzlich ist sie da." (Lelord/André 2008:12)

Das erste Textbeispiel ist dem Buch ‚Die Macht der Emotionen und wie sie unseren Alltag bestimmen' entnommen worden, in dem das Psychologenduo François Lelord und Christophe André die biologischen und sozialen Wurzeln unserer Emotionen erklären. Darin untersuchen sie Konflikte bei einem Zuviel oder Zuwenig an Gefühlen und geben dem Leser grundlegende Ratschläge zum Umgang mit den Emotionen Zorn, Neid, Glück, Traurigkeit, Scham, Eifersucht, Angst und Liebe. Bereits im Buchtitel werden Konnotationen des Substantivs *die Macht* und des Verbs *bestimmen* gezielt dazu eingesetzt, Emotionen eine besonders wichtige und dominante Rolle im Leben eines Menschen zuzuschreiben. Durch das Possessivpronomen *unseren* bezieht sich diese Tatsache sowohl auf den potenziellen Textrezipienten als auch auf den Verfasser des Textes, wodurch soziale und zwischenmenschliche Komponenten ins Spiel gebracht werden.

Im ersten Aussagesatz wird Emotion als eine *Bewegung* bezeichnet. Die Autoren verwenden bei der Erklärung des Begriffs „Emotion" eine Metapher, und nutzen somit die Funktion der Übertragung von semantischen Eigenschaften und Merkmalen der Bezeichnung *Bewegung* auf den Begriff „Emotion" (vgl. Stöckl 2004:203). Kulturell bedingt assoziieren wir *Bewegung* mit positiven Eigenschaften, wie Leben und Gesundheit, und mit einer Veränderung des Ortes und dem Gegenteil von Stillstand. Laut Wahrig bedeutet *Bewegung* ‚1. Lage-, Ortsveränderung (Kreis~, Pendel~, Vorwärts~), 2. Geste, 3. geistiges od. weltanschauliches Bestreben mehrerer oder einer Masse und 4. im metaphorischen Sinne eine Rührung, innere Anteilnahme, Ergriffenheit' (Wahrig, Deutsches Wörterbuch:20).

Im darauf folgenden, mit dem Temporaladverb *eben noch* eingeleiteten Satz, wird der metaphorische Vergleich der Emotion mit etwas Dynamischem durch die temporale Funktion des Adverbs wieder aufgenommen, das die Handlung in der Zeit beschreibt. Somit wird eine *Bewegung* nicht nur auf der semantischen, sondern ebenfalls auf der temporalen Ebene zum Ausdruck gebracht: In diesem Satz kommt zusätzlich mit Hilfe der erzählenden Tempusform und mit Hilfe der Temporalia (*eben noch*) eine zeitliche Komponente ins Spiel (metaphorisch ausgedrückt).

Im ersten Teil der Definition werden Verben im Präsens verwendet, und somit ein Tempus, das als zeitlich unmarkiertes Tempus dazu geeignet ist, etwas Allgemeingültiges zu beschreiben (vgl. Duden. Die Grammatik:505).

Im zweiten Satz wird durch die Spitzenposition das Temporaladverb *eben noch* hervorgehoben, auf das ein Verb im Präteritum folgt, und somit ein Wechsel ins Erzählen von Ereignissen, die zeitlich vor dem fiktiven Jetzt liegen. Durch die syntaktische Hervorhebung der fiktiven Gegenwart, die sich indirekt auf den Textrezipienten bezieht, wird die ebenfalls fiktive Zeit in zwei Teile aufgeteilt: in die Zeit vor dem Jetzt, in der es keine Emotionen und somit keine *Bewegung* gab, und in die Zeit nach dem fiktiven Jetzt, in der es Emotionen und einen beweglichen Zustand gibt. Durch das Sequenz-Adverb *plötzlich* (vgl. Weinrich 1993:560) wird zusätzlich hervorgehoben, wie schlagartig sich unser subjektiv empfundener seelischer Zustand durch Emotionen ändern kann.

Der zweite, durch das temporale Adverb *eben noch* eingeleitete Satz beinhaltet das Verb im Präteritum, wodurch der Abschnitt an erzählendem Charakter gewinnt. Bereits im Jahre 1988 kritisiert Harald Weinrich die Ablehnung des Narrativen in der wissenschaftlichen Sprech- und Schreibweise und die Bevorzugung der knappen und direkten Vermittlung der Ergebnisse (vgl. Weinrich 1988:135). Er hat sich die Frage gestellt, warum z. B. Theologen nicht gerne erzählen: „Was ist denn das Glaubensbekenntnis der Christen anderes als das Resümee von Erzählungen!“ (Weinrich 1988:135).

Auf der semantischen Ebene wird *Bewegung* ebenfalls im Kompositum *Gefühlsregung* wiederaufgenommen: Das Grundwort *Regung* bedeutet laut Wahrig ‚1. Bewegung und 2. leichte Gefühlsaufwallung‘ (Wahrig, Deutsches Wörterbuch:20) und kommt aus dem gleichen Konzeptbereich wie das Wort *Bewegung*.

Dem Rezipienten wird somit die Definition der Emotion nicht nur auf der semantischen Ebene als eine *Bewegung* konzeptualisiert, sondern ebenfalls auf der temporalen Ebene der Sprache, umrahmt durch eine syntaktische Hervorhebung der temporalen Aspekte.

Die Autoren vermitteln uns die Tatsache, dass ein Zustand ohne Emotionen für uns einen stillen und bewegungslosen Zustand darstellt, im Gegensatz zu dem beweglichen Zustand, bei dem wir Emotionen wahrnehmen.

Das Wissen, über das der Mensch verfügen muss, stellt bei der Textverarbeitung laut Silke Jahr einen wichtigen Faktor dar (vgl. Jahr 1996:24 f.), und der Verfasser der Definition rechnet mit diesem Wissen. Er leitet den Rezipienten indirekt zu der Schlussfolgerung, dass ein bewegungsloser Zustand für ihn nichts positives bedeutet, denn wir verbinden einen körperlich unbeweglichen Zustand mit Krankheiten und anderen negativen Aspekten des Lebens, und die *Bewegung* verbinden wir mit dem Leben und positiven Eigenschaften. Die Emotion definieren die Autoren nicht auf einer logischen Basis, sondern mit Hilfe des konventionalisierten sprachlichen Mittels der Metapher. Sie wird mit einer *Bewegung* verglichen, die wir unmittelbar erleben (darauf bezieht sich das Temporaladverb *eben noch*) und von der wir uns eine mentale Vorstellung machen können.

2.2 Das zweite Beispiel für die Definition einer Emotion

> „Am Rande eines Steilhanges entlangzugehen kann einen mit Angst erfüllen, auch wenn man noch so deutlich sieht, dass ein Zaun einen Absturz verhindern wird. Es spielt keine Rolle, dass der Weg nicht rutschig und der Zaun nicht morsch ist, das Herz schlägt trotzdem rascher, und die Handflächen werden feucht." (Ekman 2010:54)

Dieses Textbeispiel ist dem Buch mit dem Titel ‚Gefühle lesen' entnommen, in dem es dem Autor Paul Ekman im Wesentlichen um die Untersuchung und Beschreibung des mimischen Emotionsausdrucks geht. So wie im vorausgehenden Textbeispiel spielt auch beim Erklären einer konkreten Emotion und nicht der Erklärung der Emotion allgemein als Gefühl, die metaphorische Ausdrucksweise eine wichtige Rolle. Laut Bergerová (2012) werden Feststellungen, Erkenntnisse und Schlussfolgerungen der psychologischen Forschung dort, wo es sich anbietet, durch phraseologische Ausdrücke illustriert, damit zum Vorschein kommen kann, wie viele alltägliche, laienhafte Beobachtungen zu einer konkreten Emotion in die Sprache eingeflossen sind. Andererseits sollen sie demonstrieren, wie viele durch die psychologische Forschung aufgelistete, beschriebene, ausgewertete und diskutierte empirische Erkenntnisse bereits seit Jahrhunderten durch die Mittel der (deutschen) Sprache, hier konkret ihres phraseologischen Subsystems, bezeichnet werden: *mit Angst erfüllen* (vgl. Bergerová 2012:22). Bereits im Buchtitel ‚Gefühle lesen' vermittelt der Autor dem potenziellen Leser, dass man Emotionen durch das Lesen dieses Buchs entziffern und beobachten kann, und der Autor wird ihm darin beibringen, wie er Emotionen zu verstehen hat. Implizit ermittelt das *Lesen* den tieferen Sinn der Emotionen, der sich nicht unmittelbar aus dem Geschriebenen ergibt.

Dem Rezipienten wird die Emotion *Angst* durch die Schilderung eines Vorgangs definiert. Dieser liegt innerhalb des Erfahrungsbereichs des Rezipienten, und es handelt sich so wie im vorausgehenden Beispiel wiederum um eine *Bewegung.* Jedoch können wir bei näherem Hinschauen feststellen, dass es sich bei diesem Zitat um keine strenge Definition der Emotion Angst handelt, stattdessen wird diese als ein Vorgang beschrieben, und somit als eine Veränderung in der Zeit. Hier geht es um die Veränderung der körperlichen Verfassung, ausgelöst durch eine subjektiv empfundene und als gefährlich eingestufte Situation.

Der beschriebene Vorgang *Am Rande eines Steilhanges* evoziert in uns das in unserem Erfahrungsbereich sowohl kulturell als auch körperlich bedingte, fest verankerte raumorientierte Oben-unten-Konzept. Lakoff und Johnson bezeichnen diese metaphorischen Konzepte „Orientierungs- oder Raummetaphern" (vgl. Lakoff/Johnson 2008:22). Sie stellen metaphorische Konzepte dar, die mit Orientierung im Raum zu tun haben, wie z. B. „Gesund sein ist oben; Krankheit und Tod sind unten" oder „Kontrolle oder Macht ausüben ist oben; Kontrolle oder Macht ausgesetzt sein ist unten." (Lakoff/Johnson 2008:23). Die Raummetaphern weisen nach Lakoff und Johnson eine innere Systematik auf, und eine Metapher kann vielerlei physische und gesellschaftliche Ursprünge haben. „In manchen Fällen ist die Raumorientierung ein so wesentlicher Teil eines Konzepts, daß man sich nur schwer eine andere Metapher vorstellen kann, die das Konzept strukturiert" (ebd.:26 ff.).

In diesem Textbeispiel wird die Emotion Angst nicht nur durch das metaphorische Zurückgreifen auf die elementaren Erfahrungen des Menschen mit Raumorientierungen dargestellt, sondern auch mit seinen physischen Erfahrungen: ‚kann einen mit Angst erfüllen'. Lakoff und Johnson definieren solche metaphorische Konzepte als „Gefäß-Metaphern", die auf unsere Empfindung zurückgreifen, dass jeder Mensch ein Gefäß mit einer begrenzenden Oberfläche und einer Innen-außen-Orientierung ist (ebd.:39). Der menschliche Körper wird als ein Gefäß konzeptualisiert und die Emotion Angst als eine flüssige Substanz, die uns als Gefäß ausfüllen kann.

Der in diesem Textbeispiel beschriebene Zaun stellt eine physische Grenze dar, die uns vor Gefahren zwar schützen sollte, jedoch kann dieser uns nicht vor unserer Phantasie oder Gedanken an den Sturz, und den damit verbundenen Tod, schützen. Metaphorisch wird hier der menschliche

Körper mit einem Gefäß identifiziert, der mit einer negativen Emotion erfüllt wird, obwohl dieser durch ein intaktes Objekt, den Zaun, geschützt ist.

Der Rezipient wird durch das Lesen mental an eine Situation herangeführt, die er aufgrund seiner Erfahrung als gefährlich empfinden wird, und die zur Auslösung der Emotion *Angst* führen könnte. Der Mensch wird hier als ein Gefäß konzeptualisiert, das mit Angst gefüllt werden kann.

Da es sich um die Beschreibung der körperlichen Wahrnehmungen handelt, eignet sich die Verwendung der Tempusform *Präsens*. Wir bekommen jedoch trotzdem einen Ablauf der beschriebenen Situation in der Zeit zu spüren, denn am Anfang des Textbeispiels erfahren wir die Ursache (*eine gefährliche Situation am Steilhang*), und dann die Folge (die körperliche Reaktion), und somit einen temporalen Ablauf einer Handlung.

3. Ergebnisse

Wie Harald Weinrich in seinem Artikel ‚Formen der Wissenschaftssprache' bemerkt, sind die meisten Wissenschaftler davon überzeugt, dass „bildhafte" Sätze innerhalb der Fachsprache keine wahren Sätze sein können, und dass nur Dichtern das Denken und Reden in Bildern erlaubt ist (vgl. Weinrich 1988:138). Wie er jedoch argumentiert, würde man mit dem Verdrängen der Metaphern aus der Fachsprache auch die Anschauung verdrängen und gleichzeitig der besonderen Vortrags-, Vorlesungs- und Popularisierungskunst schaden (vgl. ebd.).

Zusammenfassend kann man sagen, dass in populärwissenschaftlich orientierten Fachtexten die Autoren bei der Vermittlung ihres Wissens ebenfalls andere sprachlich konventionalisierte Mittel wählen, um die für uns Menschen so schwer in Worte fassbaren und rein subjektiv erfahrbaren Phänomene zu erklären.

Als Ergebnis kann man festhalten, dass obwohl in Fachtexten logische Zusammenhänge, Objektivierung und das vorherrschende Tempus *Präsens* eine wichtige Rolle spielen, mit Hilfe von Metaphern Emotionen zu anderen Konzepten in Beziehung gesetzt werden, die für uns Menschen als körperlich oder kulturell bedingte Erfahrungen in unserem Bewusstsein fest verankert sind und die das Begreifen von Gefühlen erleichtern.

Durch die Verwendung einer metaphorischen Ausdrucksweise kann die Emotion als eine *Bewegung* oder als eine uns erfüllende flüssige Substanz konzeptualisiert werden. Sie kann ebenfalls mit Hilfe des Oben-unten-Konzepts dargestellt werden (oben am Steilhang ist man noch gesund und glücklich, der Blick ins Tal evoziert in uns den Gedanken an den Tod).

Die Autoren können durch die Bildung der Konzepte gezielt an den Erfahrungsbereich des Laien-Publikums anknüpfen und dadurch können auf einfache und eingängige Weise Konzeptualisierungen klar gemacht werden.

In den Textproben werden Emotionen mit *Bewegung* verglichen, in der ersten Textprobe explizit, in der zweiten indirekt, indem uns ein Vorgang geschildert wird, der diese *Bewegung* darstellt. In beiden Textproben verwenden die Autoren mehr oder weniger bewusst die Konzepte, die im Erfahrungsbereich des Rezipienten liegen und die körperlich wahrgenommen werden. Obwohl hier vor allem der mental erfahrbare Bereich der Emotionen vermittelt werden soll, greift man auf die sprachlichen Mittel zurück, die vor allem körperlich erfahrbare Empfindungen zum Ausdruck bringen. Mit Hilfe der Metaphern gelingt es den Autoren uns einen Erfahrungsbereich (unsere Gefühle) mit Hilfe eines anderen Erfahrungsbereiches zu erklären.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Ekman, Paul (2010): *Gefühle lesen: wie Sie Emotionen erkennen und richtig interpretieren*. Aus dem Engl. übers. von Susanne Kuhlmann-Krieg und Matthias Reiss. Heidelberg.

Lelord, François/André, Christophe (2008): *Die Macht der Emotionen und wie sie unseren Alltag bestimmen*. Aus dem Franz. übers. von Ralf Pannowitsch. München; Zürich.

Sekundärliteratur:

Bergerová, Hana (2012): *Untersuchungen zum Emotionswortschatz des Deutschen anhand des semantischen Feldes „Ärger" unter Berücksichtigung des Tschechischen und mit Fokus auf lernerphraseographische Fragestellungen.* [Habilitationsschrift]. Brno.

Duden (2009): *Die Grammatik.* 8. Aufl., Mannheim.

Hoffmann, Lothar (1988): *Vom Fachwort zum Fachtext.* Tübingen.

Hrdinová, Eva Maria (2007): Wie zeigt die Übersetzung Emotionen? Oder die „sakralen Interjektionen" als ein mögliches übersetzungstheoretisches und -praktisches Problem. In: *Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia germanistica*. Band. 2, S. 57–62.

Hrdinová, Eva Maria (2010): *Mit heiligem Eifer geschrieben? Oder über die Funde und Verluste in der Translation*. In *Internationale germanistische und translatologische Tagung Prešov 2008*. Prešov. S. 260–270.

Jahr, Silke (2000): *Emotionen und Emotionsstrukturen in Sachtexten. Ein interdisziplinärer Ansatz zur qualitativen und quantitativen Beschreibung der Emotionalität von Texten.* Berlin; New York.

Lakoff, George/Johnson, Mark (2008): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern.* Heidelberg.

Roelcke, Thorsten (1999): *Fachsprachen.* Berlin.

Roelcke, Thorsten (2001): Fachsprachen im Alltag. Probleme und Perspektiven der Kommunikation zwischen Experten und Laien. In: Lehr, Andrea/Kammerer, Matthias/Konerding, Klaus-Peter/Storrer, Angelika/Thimm, Caja/Wolski, Werner (Hrsg.): *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik.* Berlin; New York, S. 219–233.

Roelcke, Thorsten (2011): *Typologische Variation im Deutschen. Grundlagen – Modelle – Tendenzen.* Berlin.

Stöckl, Hartmut (2006): *Die Sprache im Bild−Das Bild in der Sprache. Zur Verknüpfung von Sprache und Bild in massenmedialen Text.* Berlin; New York.

Wahrig (2011): *Deutsches Wörterbuch*. [CD-ROM-Ausgabe]. Gütersloh; München.

Weinrich, Harald (1989): Formen der Wissenschaftssprache. In: Lack, Eva (Red.): *Jahrbuch der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Jahrbuch 1988*. Berlin.

Weinrich; Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache.* DUDEN. Mannheim; Leipzig, Wien; Zürich.

Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Projekts „Posílení rozvoje Centra výzkumu odborného jazyka angličtiny a němčiny na Filozofické fakultě Ostravské univerzity", CZ.1.07/2.3.00/20.0222.

Wissenschaft ist Politik, Wissenschaft und Politik sind Moral

Jacob Grimms Bedeutung für die deutsche Sprachwissenschaft damals und heute[1]

Norbert Richard WOLF

Abstract:
Scholarship is politics. Scholarship and politics are morality. The importance of Jacob Grimm for German linguistic scholarship – then and now

The article focuses on Jacob Grimm's linguistic scholarship, taking into account biographical details, Grimm's conception of law and freedom, and his morality. Examples consist of original citations from Grimm's works, primarily his 'Deutsche Grammatik' and 'Deutsches Wörterbuch'.

Key words:
Jacob Grimm, linguistics, history of scholarship, German studies, ethos of scholarship

> *„Entschlafenes wachküssen, von altehrwürdigen Sprachdenkmälern den Staub wegwedeln und später als Wortschnüffler um jeden Buchstaben und besonders pingelig um anlautende Vokale besorgt sein werden".* (Grass 2012:11)

Das ausführliche Zitat stammt vom Nobelpreisträger Günter Grass, genauer aus seinem Buch ‚Grimms Wörter' mit dem Untertitel ‚Eine Liebeserklärung', das im Jahre 2010 erschienen ist. Wie der Titel des Buches ‚Grimms Wörter' schon nahe legt, steht das bekannte ‚Deutsche Wörterbuch' der Brüder Grimm im Zentrum des Grass'schen Buches, das sich einer Gattungszuordnung entzieht. Der Romanist Hans-Martin Gauger stellt seiner Rezension in der ‚Frankfurter Allgemeinen Zeitung' ein aufschlussreiches Lead voran:

> Reden wir über mich, reden wir über Deutschland: Günter Grass legt den dritten und letzten Teil seiner Autobiographie vor, die zugleich vom Wirken der Brüder Grimm erzählt. (Gauger 2010)

Das Buch von Günter Grass ist das jüngste Beispiel für die andauernde Wirkung des Schaffens der beiden Brüder. Doch Gauger sieht noch mehr in der Grass'schen Prosa:

[1] Die nachfolgenden Ausführungen beruhen auf einem Vortrag, den ich am 13. Dezember 2012 im Rahmen der Grimm-Tage des Goethe-Instituts Sarajevo und der Germanistischen Abteilung der Universität Sarajevo gehalten habe.

> Literarisch hatte Grass also die von ihm selbst gestellte Aufgabe, die drei Themen Autobiographie, Biographie der Grimms und deutsche Sprache sinn- und reizvoll ineinanderzuschieben, zu koordinieren. (Gauger 2010)

Doch wollen wir uns zunächst nicht auf Günter Grass konzentrieren, sondern den Anlass für die Grass'schen Selbstreflexionen genauer ins Auge fassen.

Die Eltern von Jacob und Wilhelm Grimm hatten insgesamt neun Kinder, und zwar acht Söhne und eine Tochter (Martus 2013:13). Neben Jacob und Wilhelm erlangte der Maler und Graphiker Ludwig Emil Grimm noch einige Bekanntheit, der auch durch ein Bild, das es sogar auf eine Briefmarke und auf einen QR-Code der Stadt Marburg gebracht hat, für den Nachruhm der beiden berühmten Brüder gesorgt hat.

Auch Günter Grass macht das Bild des Bruders zum Thema:

> Von drei weiteren Brüdern, der Schwester, die nach dem Tod der Mutter von Jacob und Wilhelm versorgt werden mußten, wurde der Nachwelt nur Ludwig Emil Grimm bekannt. Er, von allen Geschwistern Louis gerufen, hat die namhaften Brüder, um die es zu allererst und fortan gehen soll, mit weichem Blei gezeichnet, mit schneller Feder karikiert und mit harter Radiernadel auf Kupferplatten verewigt: Jacob vor Wilhelm aus seitlicher Sicht gestellt, so daß sich ihre Profile gestochen scharf eingeprägt haben. Beide in edler Haltung, der ältere mit geschlossener Halsbinde, des jüngeren Kragenspitzen stehen ab. Ihr Geradeausblick auf etwas fixiert, das fernab zu finden sein mag. Des einen Haar fällt gelockt, des anderen leicht gewellt glatt. Ihr jeweils ausdrücklicher Ernst. (Grass 2010:10)

Resümieren wir ganz kurz einige biographische Daten (zur Biographie vgl. am besten Martus 2013): Jacob wird am 4. Januar 1785 in Hanau geboren, Bruder Wilhelm am 24. Februar 1786. Im Jahre 1798 ziehen die beiden Brüder nach Kassel zu ihrer Tante Henriette, die ihnen den Besuch des Lyceums ermöglicht. Im Jahre 1802 beginnt Jacob das Studium der Rechtswissenschaft in Marburg, Wilhelm im Jahre 1803. Beide hören Vorlesungen beim berühmten Rechtsgelehrten Friedrich Carl von Savigny; Wilhelm beendet sein Studium im Jahre 1806, während Jacob sein Studium im Jahre 1805 abbricht. Im folgenden Jahr reist Jacob mit Savigny nach Paris; er hat die Aufgabe, seinen Lehrer beim Studium von Rechtsquellen zu unterstützen. Er nutzt die Zeit in den Bibliotheken, um mittelalterliche literarische Texte zu studieren. Wir können hier sehr schön beobachten, dass und wie ein Mann sein persönliches Interesse von juristischen zu literarischen und in weiterer Folge zu sprachlichen bzw. sprachgeschichtlichen Quellen ausweitet. Dies zeigt sich schon in der Bezeichnung des Faches *Germanistik*. Zunächst bezeichnet das Wort *Germanist*

- den „Kenner und Lehrer des germanisches Rechts", dann
- „Forscher des Rechts, der Geschichte und Sprache" der Germanen (beide Zitate stammen von Jacob Grimm); und schließlich von Gustav Freytag eingeengt auf
- „deutsche Sprache, Literatur- und Kulturgeschichte". (Paul 2002:400)

Jacob Grimm gilt heute als Begründer des Faches Germanistik. Bis dahin war nur die Beschäftigung mit den alten Sprachen würdig, auf einer Universität vertreten zu sein. Dies ist einerseits auf die Bibelwissenschaften zurückzuführen, die sich ja mit den Sprachen des Vorderen Orients beschäftigen müssen. Fächer wie die Orientalistik oder die Judaistik haben von da ihren Ausgang genommen. Daneben standen Griechisch und Latein; diese beiden Sprachen standen aus kulturgeschichtlichen Gründen im Interesse der Philologen. Zudem war das Neue Testament völlig auf Griechisch entstanden; und im westlichen Christentum bekam die Übersetzung des Kirchenvaters Hieronymus, die ‚Vulgata', die in den beiden letzten Jahrzehnten des 4. Jahrhunderts entstanden ist, ebenfalls kanonische Geltung.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es vor allem Jacob Grimm, unterstützt von Kollegen wie Georg Friedrich Benecke und dem Altphilologen Karl Lachmann, der die Beschäftigung mit der

deutschen Sprache und Literatur zur akademischen Disziplin machte. Seinem Vorbild folgte u. a. Friedrich Christian Diez, der als Begründer der wissenschaftlichen Romanistik gilt. Grimm und Diez ist gemeinsam, dass sie auf der Basis der großen Sprachfamilien Germanisch und Romanisch vergleichende Sprachwissenschaft betreiben.

Nach einer kurzen Diplomatenlaufbahn wird Jacob Grimm 1816 Bibliothekar in Kassel, was ihm zwar wenig Geld, aber viel Zeit für wissenschaftliche Arbeit einbringt. Im Jahre 1819 erscheint der erste Band der ‚Deutschen Grammatik', der sich hauptsächlich mit der Flexionsmorphologie beschäftigt. Gleich nach dessen Erscheinen beginnt Jacob Grimm mit der Umarbeitung und bringt 1822 die zweite Auflage der ‚Deutschen Grammatik' heraus. Die „Vorrede" beginnt mit den Worten:

> Es hat kein langes besinnen gekostet, den ersten ausschuß meiner grammatik mit stumpf und stiel, wie man sagt, niederzumähen: ein zweites kraut, dichter und feiner, ist schnell nachgewachsen, blüten und reifende fruchte läßt es vielleicht hoffen. Mit freuden gebe ich dem publicum dieses seiner aufmerksamkeit nunmehr würdiger gewordene werk, das ich mühsam gepflegt, unter sorgen und nöthen, wo mir die arbeit bald verleidet gewesen, bald (und nach Gottes güte öfter) mein trost geblieben ist, bis dahin vollbracht habe. Schädlich wurden ihm auch der gebotene drang unabläßiger ausarbeitung, welcher mir nie gestattete vorher zu entwerfen, nachher zu beßern: dann eine unüberwindliche neigung meiner natur, immer lieber fort zu untersuchen, als das untersuchte darzustellen. (Grimm 1822:V)

An diesen wenigen Sätzen können wir Grundzüge Grimm'schen Arbeitens kennenlernen: Forschen ist für ihn wichtiger als Publizieren; Gründlichkeit ist für ihn wichtiger als schnelle Ergebnisse; Grimm hätte in der heutigen Universitätslandschaft große Schwierigkeiten. Dazu kommt, dass er bereit ist, das, was er auch von eigener Arbeit für schlecht erachtet, durch Besseres zu ersetzen: Die erste Auflage wird als „ausschuß" bezeichnet. Als Interpretament des Substantivs AUSSCHUSZ gibt Jacob Grimm an:

> separatio, delectus, nnl. *uitschot*, sowol des besseren als schlechteren. (Grimm 1854:962)

Seine Arbeit bzw. deren Ergebnisse werden in das Bildfeld des Ackerbaus gestellt, wo auch das Mähen zu dichterem Wuchs führen kann.

Die sprachwissenschaftliche Darstellung, die in der ersten Auflage auf S. 1 beginnt – die vorausgehenden einführenden 80 Seiten werden mit römischen Zahlen paginiert –, behandelt im ersten Kapitel die Substantivflexion des Gotischen:

Gothische Sprache.

Starkes Masculinum. Erste Declination.

Beispiel:	Nom.	dag-s	Plur.	dag os
	Gen.	dag-is		dag-e
	Dat.	dag-a		dag-am
	Acc.	dag		dag-ans
	Voc.	dag.		

Abb. 1: Grimm (1819:1).

Diese Abbildung zeigt uns einen Grundzug Grimm'scher wissenschaftlicher Prosa: Er verliert kein überflüssiges Wort, er geht ohne Umschweife *medias in res*. Dazu kommt ein außergewöhnlicher Fleiß, was sich in der Zahl der be- bzw. geschriebenen Seiten äußert:

1. Aufl., Bd. 1: LXXX + 662 Seiten
2. Aufl., Bd. 1: XX + 1084 Seiten

In der 2. Auflage geht der Flexionsmorphologie ein ausführliches (das „Zweite Buch" beginnt auf S. 596) Kapitel ‚Von den buchstaben' voran, das in erster Linie eine historische Lautlehre der germanischen Sprachen ist. Das Wort *Buchstabe* wird hier in antiker grammatischer Tradition verwendet und bezeichnet sowohl Elemente der schriftlichen als auch der gesprochenen Sprache.

Wenn wir uns den Anfang des „Zweiten Buches" anschauen und mit der 1. Auflage vergleichen, dann fällt ein großer Unterschied zumindest in der Darstellung auf:

ZWEITES BUCH.

VON DEN WORTBIEGUNGEN.

ERSTES CAPITEL.

VON DER DECLINATION.

Die declination geſchieht in allen deutſchen ſprachen weſentlich durch dem worte hinten eingefügte endungen. Das wort kann ſowohl in ſeiner nackten wurzel, als in einer abgeleiteten, d. h. ſchon durch eine bildungsendung vermehrten geſtalt declinieren. Im letzten fall muß man die flexionsendung (den caſus) von der voranſtehenden bildungsendung trennen, deren ſogar mehrere verbunden eintreten können. Im goth. worte dags iſt dag die reine wurzel, s der caſus; in arbja arb

Abb. 2: Grimm (1822:596).

Grimm beginnt nicht mehr mit einem Überblick über die erste gotische Deklinationsklasse, sondern er liefert zunächst eine Übersicht über die Theorie der Deklination. Wir können annehmen, dass Grimm hier kaum auf Vorbilder zurückgreifen kann, sondern dass diese Bemerkungen Ergebnis seiner zahlreichen Analysen aller germanischen Sprachen in Gegenwart und Geschichte sind.

Gothiſches ſubſtantivum.

Starkes maſculinum. erſte declination.

beiſpiel:	nom.	fiſk – s	plur.	fiſk – ôs
	gen.	fiſk – is		fiſk – ê
	dat.	fiſk – a		fiſk – am
	acc.	fiſk		fiſk – ans
	voc.	fiſk		

Abb. 3: Grimm (1822:598).

Wenn Jacob Grimm zur Sache kommt, dann ist er, wie in der ersten Auflage knapp, präzise und auf das Wesentliche konzentriert. Dabei fällt es gar nicht mehr auf, dass er – wir bleiben bei den beiden gotischen Deklinationsparadigmen – auch bei Substantiven einen Vokativ ansetzt, deren Referenten wir wohl direkt, also vokativisch ansprechen würden: *o Tag* (1. Auflage), *o Fisch* (2. Auflage); es geht eben nur um die Sache, und das ist die Flexion.

Zwei Charakteristika Grimm'scher Sprachwissenschaft sind von Bedeutung und hatten Wirkung für die weitere Entwicklung der germanistischen Sprachwissenschaft nicht nur in Deutschland:

– Jacob Grimms ‚Deutsche Grammatik' ist keine Grammatik im heutigen Sinn, die den Bau einer Sprache beschreibt und erklärt; Grimms ‚Deutsche Grammatik' ist eine historische Grammatik, die die einzelnen grammatischen Kategorien in ihrer historischen Entwicklung darstellt, also – um ein Beispiel zu geben – die Entwicklung der deutschen Substantivflexion von den Anfängen bis zur Gegenwart.

– Das Adjektiv *deutsch* wird nicht in der heutigen Bedeutung verwendet, sondern steht für ‚germanisch'. Diese Verwendung von *deutsch* mag überraschen, weil zu Grimms Zeit die Bezeichnungen *deutsch* und *germanisch* eindeutig distinkt waren. Jacob Grimm geht von einer einheitlichen Grundsprache aus, von der alles Germanische seinen Ursprung genommen hat. Die Lautlehre der zweiten Auflage „enthält zum erstenmal das, was später ‚*Grimm's law*' genannt wurde: Die Darstellung der als Gesetz erkannten und mit einer Fülle von Beispielen bis ins einzelne bestätigten germanischen und hochdeutschen ‚*Lautverschiebung*'"
(Denecke 1971:90)

Überdies kann es eine Rolle spielen, das Wilhelm Grimm in dem von ihm bearbeiteten Band des ‚Deutschen Wörterbuchs' zum Stichwort *deutsch* als zweite Bedeutungsvariante notiert:

> *deutsch* bezeichnet das edle und treffliche, und diese bedeutung wurzelt in der unauslöschbaren liebe der deutschen zu ihrem vaterland und in dem gefühl von dem geist der es belebt. ein deutscher mann ist ein tüchtiger, redlicher, tapferer. deutsche treue soll nie gebrochen werden. ein deutsches gemüt ist ein tiefes, wahrhaftes. (Grimm 1860:1045)

Auch wenn wir wissen, dass Wilhelm der weitaus emotionalere der beiden Brüder war, dürfen wir annehmen, dass auch Jacob ein positiv-emotionales Verhältnis zu allem Deutschen hatte. Davon zeugt auch sein Vorschlag für die Verfassung, die im Paulskirchen-Parlament diskutiert wurde:

> Das deutsche Volk ist ein Volk von Freien und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen macht er frei.
> (Vgl. das Faksimile und die Transkription in Brüder Grimm 2013:120 f.)

Wir sehen hier eine heute wohl ungewöhnliche Kombination von politischen und wissenschaftlichen Interessen. Für Jacob Grimm hat seine wissenschaftliche Tätigkeit auch politische Implikationen. Das manifestiert sich bereits im Jahre 1837, zu der Zeit, in der beide Brüder Professoren an der Universität Göttingen waren. Die Georg-August-Universität gehörte damals zum Königreich Hannover, das bis zum Frühjahr 1837 in Personalunion mit dem Vereinigten Königreich von Großbritannien regiert wurde. Mit der Thronbesteigung in Hannover durch Ernst August endete diese Personalunion, denn in London bestieg Victoria den Thron und gab ihn bis 1901 nicht mehr her.

Ernst Augusts Bruder war als Wilhelm IV. sein Vorgänger und hatte im Jahre 1833 Hannover mit einer Verfassung zu einer konstitutionellen Monarchie gemacht. Ernst August setzte am 1. November 1837 diese Verfassung außer Kraft. Sieben Professoren der Göttinger Universität, darunter Jacob und Wilhelm Grimm, protestierten gegen diese Maßnahme, was den König nicht freute: Er entließ diese sieben Professoren, die man alsbald die ‚Göttinger Sieben' nannte, und verwies drei von ihnen, darunter Jacob Grimm, des Landes. Der König erklärte etwas später: „Professoren, Tänzerinnen und Huren kann man überall für Geld wieder haben" (zit. Bleek 2012:72).

Die Professoren hatten ihren Amtseid auf die Verfassung geleistet, und der König gab vor sie davon zu entbinden. Hier setzten die Göttinger Sieben an: Der König hatte argumentiert, dass bei der Einsetzung der Verfassung im Jahre 1833 ein formaler Fehler passiert und deshalb das „Staatsgrundgesetz“ ungültig sei. Dem hält die „Protestation“, formuliert von Historiker und Staatswissenschaftler Friedrich Christoph Dahlmann, entgegen:

> Wenn daher die unterthänigst Unterzeichneten sich nach ernster Erwägung der Wichtigkeit des Falles nicht anders überzeugen können, als daß das Staatsgrundgesetz seiner Errichtung und seinem Inhalte nach gültig sei, so können sie auch, ohne ihr Gewissen zu verletzen, es nicht stillschweigend geschehen lassen, daß dasselbe ohne weitere Untersuchung und Vertheidigung von Seiten der Berechtigten, allein auf dem Wege der Macht zu Grunde gehe. Ihre unabweisliche Pflicht vielmehr bleibt, wie sie hiemit thun, offen zu erklären, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müssen, […].
>
> (Zit. Dahlmann 1838:43 f.)

Die Argumentation des Königs wird mit wissenschaftlichen Methoden überprüft und für nicht stichhaltig befunden. Und daraus folgt, dass auch der Diensteid auf eben diese Verfassung gültig sei, sodass der König sie nicht von diesem Eid entbinden kann. Mit dem wissenschaftlichen Anspruch ist die Protestation nicht an den König, sondern an die Universität gerichtet:

> An Hohes Königl. Universitäts=Curatorium.
> Göttingen, den 18. November 1837.
> Unterthänigste Vorstellung einiger Mitglieder der Landes=Universität, das Königl. Patent vom 1. November betr. (Zit. Dahlmann 1838:43)

Heute fällt es ziemlich schwer, hinter diesen Formulierungen einen Protest zu vermuten, der geradezu als Majestätsbeleidigung aufgefasst wurde. Mit anderen Worten: Die Gültigkeit der geleisteten Eide ist ein wissenschaftliches Problem. Somit ist das Festhalten am Diensteid ebenfalls eine wissenschaftliche Angelegenheit.

Im Jahre 1838 erschien in der Schweiz – in Deutschland durfte so etwas nicht herauskommen – eine Rechtfertigungsschrift von Jacob Grimm mit dem Titel ‚Über meine Entlassung‘ (Grimm 1966:35 ff.). Als Motto ist dieser Schrift das Zitat aus dem Nibelungenlied:

> *War sind die eide komen?* Nib. 562,3.

vorangestellt: ‚Wohin sind die Eide gekommen?‘ Der Eid als wissenschaftliches und moralisches Problem wird in den Fokus der ganzen Schrift gestellt:

> Der Grund [für meine Entlassung] ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zutun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu tun, was ich ohne Meineid nicht tun konnte, […].
>
> (Grimm 1966:39)

Wir können dies hier nicht weiter verfolgen. Doch es bleibt heute rückblickend festzuhalten, dass der „Wetterstrahl, von dem [Jacob Grimms] stilles Haus getroffen wurde“ (Grimm 1966:35), für die Germanistik ganz bedeutende Folgen hatten. Die Brüder – auch Wilhelm verlässt Göttingen – ziehen nach Kassel und haben relativ viel freie Zeit. Da schlagen die beiden „Verleger Karl Karl Reimer und Salomon Hirzel, Eigentümer der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig,“ (Kemper 2012:80) vor, ein großes deutsches Wörterbuch zu machen; sie bieten dafür den Beiden ein regelmäßiges Einkommen, das ihnen auch ein ziemlich gutes Auskommen garantieren würde. Jacob und Wilhelm nahmen sich ausführliche Bedenkzeit. Am 29. August 1838 war in der ‚Leipziger Allgemeinen Zeitung‘ zu lesen:

> Es ist in der menschlichen Natur gegeben, aus dem Herben ein Süßes zu ziehen, der Entbehrung neue Frucht abzugewinnen. Jacob und Wilhelm Grimm, von gemeinschaftlichem Schicksal gleichzeitig betroffen, nach langem und vergeblichem Harren, daß sie ein deutsches Land in seinen Dienst aufnehmen werde, haben den Mut gefaßt, ihre Zukunft sich selbst zu erfrischen, zu stärken und sicher zu stellen. Sie unterfangen sich eines großen deutschen Wörterbuches […] eines schweren, weitaussehenden Werkes […] Es soll von Luther bis auf Goethe den unendlichen Reichtum unserer vaterländischen Sprache, den noch niemand übersehen und ermessen hat, in sich begreifen. (Zit. Gerstner 1973:91)

Jacob und Wilhelm begannen Mitarbeiter zu suchen, die den einschlägigen Wortschatz aus den Quellen „von Luther bis auf Goethe" exzerpieren und auf einzelne Zettel mit Kontext aufschreiben sollten. „Im Herbst hatten sie bereits über ein halbes Hundert Mitarbeiter geworben, mit denen sie eine lebhafte Korrespondenz unterhielten und denen sie genaue Instruktionen gaben" (Gerstner 1973:91).

Schon die Notiz in der ‚Leipziger Allgemeinen Zeitung' machte klar, dass es sich um ein historisches Wörterbuch handeln würde, nicht um einen gegenwartssprachliches, wie das die damals bekannten und erfolgreichen Wörterbücher von Johann Christoph Adelung oder Joachim Heinrich Campte waren. Es war dies etwas völlig Neues, noch nie Dagewesenes; es fehlten die theoretischen und methodischen Voraussetzungen; auch für die Wörter sammelnden Mitarbeiter war nicht immer klar, was sie wofür tun sollten. Nun, die Brüder teilten sich die Aufgabe auf: Jacob übernahm die Buchstabenstrecke A bis C, Wilhelm D. Nach langen und schwierigen Vorarbeiten kam im Jahre 1852 die erste Lieferung heraus. Sehen wir uns ein einfaches Beispiel an, und zwar den Wortartikel *Blindschleiche*:

> BLINDSCHLEICHE *m. caecilia, eine blinde, giftige schlange, ahd.* plintslîcho. Graff 6, 785: (unrein sind) der igel, der molch, die aidex, der blindschleich und der maulworf. *3 Mos.* 11, 30, *wo spätere ausgaben* die blindschleich *setzen:*
> molkwürmer und auch blindschleichen. Ayrer *fastn. sp.* 127[a];
> empfieng den gestank des blindschleichen. Kirchhof *wendunm.* 256[b]; und gleichwol bilden sich die unverständigen blindschleichen (*die ehbrecher*) grosz glück ein. Weise *erzn.* 248. *auch ein heimtückischer heiszt treffend* blindschleiche. *man braucht heute das wort, nach caecilia, weiblich.* (Grimm 1860:126)

Nach dem Stichwort kommt die Angabe des Genus, in diesem Fall maskulin. Wir sind heute gewohnt, das Substantiv feminin zu gebrauchen. Dies gibt Jacob Grimm auch als letzten Satz des Artikels. Entscheidend für ihn aber ist die sprachhistorische Fundierung. Darauf folgen die lateinische Entsprechung und dann ein deutsches Interpretament, das in diesem Fall völlig falsch ist. Schließlich kommt noch die althochdeutsche Form mit der Quellenangabe, dem althochdeutschen Wörterbuch von Eberhard Gottlieb Graff, dessen sechs Bände in den Jahren 1835-43 erschienen; an dieser Form sehen wir eindeutig das maskuline Genus von *Blindschleiche*. Eine Reihe von Kontextbelegen, beginnend mit dem 3. Buch Mose in der Übersetzung Martin Luthers, endend mit Christian Weise, einem Autor aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Auf diese Weise erweist sich, dass das entsprechende Wort im deutschen Sprachgebrauch verankert ist, womit gerade auch der historische Sprachgebrauch gemeint ist.

Ganz anders die schon erwähnten Wörterbücher von Adelung und Campe:

> Adelung:
> **Die Blindschleiche**, *plur.* die -n, eine Art kleiner giftiger Schlangen, welche dem Ansehen nach blind ist. Sie kriecht so wohl vorwärts als rückwärts; vorwärts sehr schnell, rückwärts aber langsam und gleichsam schleichend. Figürlich gebraucht man dieses Wort im gemeinen Leben auch wohl von einem heimlichen, tückischen Menschen. (Adelung 2001:XY)

Campe:

Die Blindschleiche, Mz. die -n, eine kleine giftige Schlange, die dem Ansehen nach blind ist. Sie kriecht vorwärts und auch rückwärts aber langsam, gleichsam schleichend. Uneigentlich meint man im gemeinen Leben damit zuweilen einen heimtückischen Menschen.

(Campe 1807:566)

Die beiden Artikel sind einander ziemlich ähnlich: Es bestätigt sich hier, was man über die frühe Lexikographie des Deutschen schon seit Längerem weiß: Es geht nicht so sehr um Originalität, sondern um eine Zusammenfassung des tradierten Sprachwissens. Das trifft sogar noch auf Jacob Grimm zu, der sowohl das sachlich falsche Interpretament als auch den Hinweis auf die Bezeichnung für heimtückische Menschen der lexikographischen Tradition entnimmt. Das Neue am und im Grimm'schen Wörterbuch ist die historische Vertiefung durch authentische historische Belege. – Ein weiteres Beispiel:

ANSAMMELN, *colligere, anhäufen*: das wasser sammelt sich an, *flieszt nicht ab*; *eine zwölf monate nach des mannes tod kindes entbundne witwe meinte:* das hat sich noch vom seligen manne her angesammelt, *ist noch altes sammelsurium*. (Grimm 1854:433)

Die Äußerung der Witwe, die noch im Jahre 1971 von Ludwig Denecke als „derber Volkshumor in unliterarischem Beleg" (Denecke 1971:123) charakterisiert wurde, macht deutlich, dass Jacob Grimm bestrebt war, sämtliche Sprach- und Stilschichten zu erfassen. Schließlich hat er im Vorwort zu seinem Wörterbuch festgestellt, dass auch „das Geschäft der zeugung so wie der entleerung" (DWb 1854:XXXII) zum menschlichen Leben gehören. Diese Haltung hat schon Zeitgenossen irritiert. Gleichwohl, Jacobs Interpretament „ist noch altes sammelsurium" zeigt, dass er die Äußerung der Witwe auch nicht ganz verstanden hat.

Der Unterschied im Temperament der beiden Brüder manifestiert sich auch im Wörterbuch. Das Zitat aus dem Artikel *deutsch* von Wilhelm Grimm bestätigt, dass Jacob der „stärker wissenschaftlich ambitionierte[] Bruder" (Rölleke 2012) ist. Wilhelms kulturgeschichtliche Wortkommentare zeugen davon, dass seine Interessenwelt weit mehr auf die Volkskunde als auf die Sprachwissenschaft gerichtet sind; vgl.

DREI:

wie bei dem verbum die drei personen jedes mögliche verhältnis erschöpfen, wie in den märchen häufig drei brüder ausziehen um eine aufgabe zu lösen, was nur dem dritten, dem jüngsten gelingt, oder in den sagen drei schwestern als geisterhafte wesen erscheinen (vergl. Panzer *Bair. sagen* 2, 119–158. 468), *so bezeichnet auch bei dingen und handlungen drei das abgeschlossene, vollendete, vollständige; s.* dreimal. tria est numerus perfectus Henisch 748. *es gilt daher auch als eine heilige zahl. wenn bei den heidnischen Deutschen das feierliche werfen der lose statt fand, um eine göttliche entscheidung zu erlangen, so wurden drei von den hingeschütteten losstäben, nach einem bestimmten, überlieferten gesetz, heraus genommen, oder das losen ward an drei verschiedenen tagen wiederholt.* drei jahre, drei tage *werden als frist bestimmt.*

(Grimm 1860:1371)

DU:

du *das ein näheres und vertrauliches verhältnis zwischen dem redenden und angeredeten voraussetzt, die im wechselgespräch beständig die stelle vertauschen, ist im gothischen die einzige anrede im singularis. auch in dem ältesten deutschen denkmal, in den Kasseler glossen, nur* wanna pistdû, wer pistdû H, 16. 17. capiutû, dû capiut I, 6. *nur* du *im Hildebrandslied, wo vater und sohn mit einander reden. wir müssen untersuchen wo das alte du noch fortdauert und wo es weichen muste.*

> a. *es erhält sich bei dem landvolk, zumal bei bergbewohnern, wie bei den Tirolern; im südlichen Deutschland häufiger als in dem nördlichen. im anfang des 17ten jahrhunderts übersetzt* SCHÖNSLEDER duze *plebeio more, sermone uti, rusticorum more, vulgari modo colloqui* L 4.
> (Grimm 1860:1464)

Wilhelm Grimm starb am 16. Dezember 1859, Jacob musste allein weiterarbeiten. Als er am 20. September 1863 starb, war er gerade mit dem Wortartikel *Frucht* beschäftigt:

> FRUCHT *f. fructus, ein schon früh aus dem latein entnommenes wort, ahd. mhd. alts.* fruht, *fries.* frucht, *nl.* vrucht, *wahrscheinlich weil es so oft in biblischen bezügen wiederkehrt. die Gothen behielten das heimische* akran (1, 173. 3, 24) *und nicht nur für die frucht des baums, sondern auch des leibs* (akran quþaus); *die Angelsachsen* västm (*ahd.* wahsamo, wahsmo *vgl. altn.* âvöktr), *das noch engl. lange fortdauerte, bis es endlich dem romanischen* fruit *wich. nicht anders sind das isl.* fruktr, *schwed.* frukt, *dän.* frugt *erst späteren ursprungs. den Slaven blieb ihr* plod, *den Lithauern ihr* vaisus, *den Letten ihr* auglis *unverdrängt.**) (Grimm 1878:259)

Am Ende des ersten Absatzes kündigt ein Asterisk eine Fußnote – die einzige im ganzen Werk – an:

> *) *Mit diesem worte sollte Jacob Grimm seine feder von dem werke leider für immer niederlegen. das übrige bis zu ende des so weit geführten buchstabens ist meine arbeit.*
> WEIGAND. (Grimm 1878:259)

Zunächst übernahmen Karl Weigand, von dem die Fußnote stammt, und Rudolf Hildebrand die weitere Bearbeitung. Bis zur Vollendung bedurfte es aber nahezu eines Jahrhunderts; 1961 war der letzte Band abgeschlossen, und 10 Jahre später erschien ein Quellenverzeichnis; insgesamt wurden es 33 Bände.

Kehren wir zurück zu Günter Grass:

> Entschlafenes wachküssen, von altehrwürdigen Sprachdenkmälern den Staub wegwedeln und später als Wortschnüffler um jeden Buchstaben und besonders pingelig um anlautende Vokale besorgt sein. (Grass 2012:11)

Der Grass'schen Beurteilung „besonders pingelig um anlautende Vokale besorgt sein" steht ein Aufsatz bzw. der Titel eines Vortrags entgegen, den Jacob Grimm im Jahre 1847 in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hat: ‚Über das Pedantische in der deutschen Sprache'. Darin heißt es:

> In der sprache aber heiszt pedantisch, sich wie ein schulmeister auf die gelehrte, wie ein schulknabe auf die gelernte regel alles einbilden und vor lauter bäumen den wald nicht sehn; entweder an der oberfläche jener regel kleben und von den sie lebendig einschränkenden ausnahmen nichts wissen, oder die hinter vorgedrungnen ausnahmen still blickende regel gar nicht ahnen, alle grammatischen ausnahmen scheinen mir nachzügler alter regeln, die noch hier und da zucken, oder vorboten neuer regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden, die pedantische ansicht der grammatik schaut über die schranke der sie befangenden gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verstockter beharrlichkeit lehnt sie sich auf wider alles in der spräche veraltende, das sie nicht länger faszt, und wider die keime einer künftigen entfaltung, die sie in ihrer seichten gewohnheit stören. (Grimm 1984:42)

Mit anderen Worten: Die Historizität der Sprache ist der Gegenpol zum Pedantischen. Desgleichen heißt es in der ‚Vorrede' zur ersten Auflage der deutschen Grammatik:

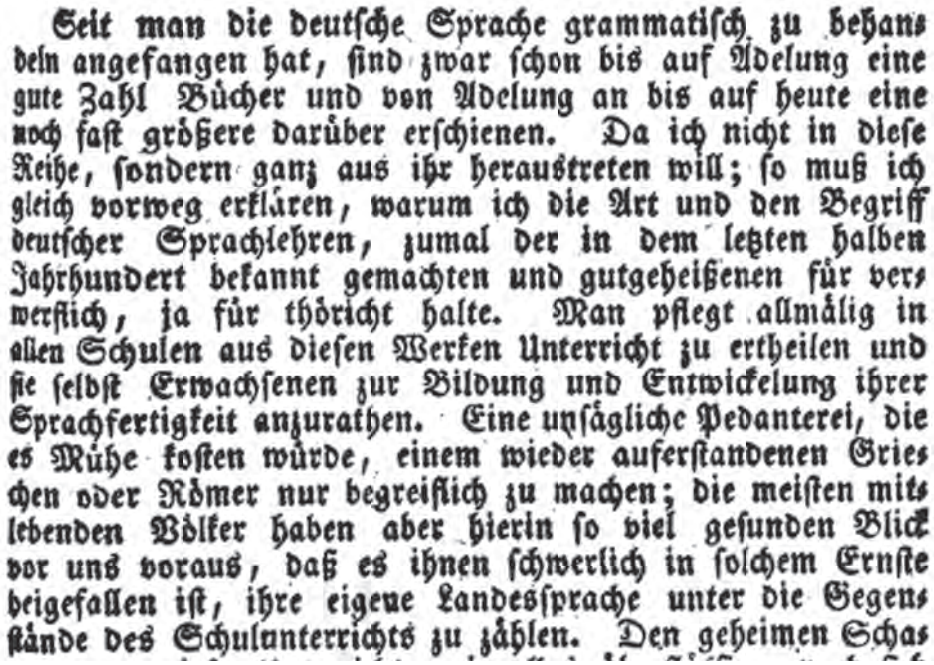
Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat, sind zwar schon bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher und von Adelung an bis auf heute eine noch fast größere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will; so muß ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gutgeheißenen für verwerflich, ja für thöricht halte. Man pflegt allmälig in allen Schulen aus diesen Werken Unterricht zu ertheilen und sie selbst Erwachsenen zur Bildung und Entwickelung ihrer Sprachfertigkeit anzurathen. Eine unsägliche Pedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen; die meisten mitlebenden Völker haben aber hierin so viel gesunden Blick vor uns voraus, daß es ihnen schwerlich in solchem Ernste beigefallen ist, ihre eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen. Den geheimen Schas

Abb. 4: Grimm (1919:IX).

Jacob Grimm zielt damit auf aufklärerische bzw. rationalistische Grammatiken, die auf Sprachgeschichte keinerlei „Rücksicht“ nehmen. Diese Art, Grammatik zu treiben, besteht weiter, wird aber in die Schule abgedrängt, in der Wissenschaft setzt sich für lange Zeit das historische ‚Paradigma‘ durch. Das Pedantische äußert sich für Grimm auch in der orthographischen Norm, die sich gerade zu seinen Lebzeiten durchzusetzen beginnt, die ebenfalls nichts mehr von historischen Zuständen wissen will. Jacob Grimm plädiert für eine historisch fundierte, nicht für eine einfache Rechtschreibnorm, zu der auch die Kleinschreibung der Substantive gehört, die in den mittelalterlichen Handschriften zu finden ist. In den frühesten Handschriften begegnet auch keine Frakturschrift, sondern in der ‚karolingischen Minuskel‘ ein Schrifttypus, den man heute mit ‚Antiqua‘ bezeichnen könnte. Und so hat der Abschnitt 19 des Vorworts die Überschrift „Schreibung und druck“, worin Jacob Grimm ausführt:

> Es verstand sich fast von selbst, dasz die ungestalte und häszliche schrift, die noch immer unsere meisten bücher gegenüber denen aller übrigen gebildeten Völker von auszen barbarisch erscheinen läszt, und einer sonst allgemeinen edlen übung untheilhaftig macht, beseitigt bleiben muste.
> (Grimm 1854:LII)

Deshalb verwendet Jacob Grimm in seinen wissenschaftlichen Werken, soweit er Einfluss darauf hat, Antiquaschriften. Die erste Auflage der ‚Deutschen Grammatik‘ ist, wie das obige Faksimile zeigt, noch in Fraktur gesetzt, die zweite hingegen in Antiqua (vgl. zu diesem Komplex Wolf 2013).

Wenn er also sich um jeden einzelnen Buchstaben kümmert, so ist das seinem Bemühen um die lebendige, d. h. historisch gewachsene Sprache geschuldet. Auf diese Weise hat er unser Wissen über die (deutsche) Sprache so stark gefördert wie kaum jemand nach ihm. Allerdings hat er dabei auch das Funktionieren eines Sprachzustandes etwas aus dem Auge verloren. Das tut aber seiner Größe, seiner Bedeutung keinen Abbruch.

Literaturverzeichnis

Adelung, Johann Christoph (2001): *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Bd. 1*. 2. Aufl. Leipzig 1793. CD-Ausgabe. Berlin (=Directmedia 40).

Bleek, Wilhelm (2012): Die Aufrechten Sieben. In: *ZEIT Geschichte. H. 4: Die Brüder Grimm*. Hamburg, S. 66–72.

Brüder Grimm (2013): *Die Brüder Grimm. Pioniere deutsche Sprachkultur des 21. Jahrhunderts*. Hrsg. von Krome, Sabine u. a. Gütersloh; München.

Campe, Joachim Heinrich (1807): *Wörterbuch der deutschen Sprache. Erster Theil*. Braunschweig.

Dahlmann, Friedrich Christoph (1838): *Die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren*. Leipzig.

Denecke, Ludwig (1971): *Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm*. Stuttgart.

Gauger, Hans-Martin (2010): Grimms Wörter. A wie Apostel, M wie Moral. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/guenter-grass-grimms-woerter-a-wie-apostel-m-wie-moral-11014476.html [18.11.2010].

Gerstner, Hermann (1973): *Brüder Grimm in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek.

Grass, Günter (2012): *Grimms Wörter. Eine Liebeserklärung*. München. (=dtv 14084).

Grimm, Jacob (1819): *Deutsche Grammatik Tl. 1*. Göttingen.

Grimm, Jacob (1822): *Deutsche Grammatik Tl. 1*. 2. Ausgabe. Göttingen.

Grimm, Jacob und Wilhelm (1854): *Deutsches Wörterbuch Bd. 1*. Leipzig.

Grimm, Jacob und Wilhelm (1860): *Deutsches Wörterbuch Bd. 2*. Leipzig.

Grimm, Jacob und Wilhelm (1878): *Deutsches Wörterbuch Bd. 4*. Bearb. von Grimm, Jacob/Weigand, Karl/Hildebrand, Rudolf. Leipzig.

Grimm, Jacob (1966): *Reden und Aufsätze*. Hrsg. von Schoof, Wilhelm. München.

Grimm, Jacob (1984): *Reden in der Akademie*. Hrsg. von Neumann, Werner/Schmidt, Hartmut. Berlin.

Kemper, Hella (2012): Das B war am schlimmsten. In: ZEIT Geschichte. H. 4: Die Brüder Grimm. Hamburg, S. 78–83.

Martus, Steffen (2013): *Die Brüder Grimm. Eine Biographie*. Reinbek (rororo 63015).

Paul, Hermann (2002): *Deutsches Wörterbuch*. 10. Aufl. von Henne, Helmut/Kämper, Heidrun/Objartel, Georg. Tübingen.

Rölleke, Heinz (2012): Weder deutsch noch Volk. Interview. In: *Die Zeit 06.12.2012*, S. 22.

Wolf, Norbert Richard (2013): Schrift und Orthographie. Jacob Grimm und die Folgen. In: Эволюционные процессы в системе языка и дискурсе. Sprach- und Diskurswandel. Hrsg. von Dubinin, Sergej I. Samara, S. 15–33.

Das Problem der „Tschechenfeindlichkeit“ in den literarischen Adaptionen der Lebensgeschichte **des böhmischen Königs Přemysl Otakar II.**

Am Beispiel von Franz Grillparzer und František Zavřel

Miroslav URBANEC

Abstract:
The problem of ‘anti-Czech sentiment’ in literary adaptations of the life story of the Czech Přemyslid King Otakar II – with examples from Franz Grillparzer and František Zavřel

The aim of this study is to present two older literary adaptations of the tragic life story of King Otakar (Ottokar) II – the ‘classic’ play ‘König Ottokars Glück und Ende’ by the Austrian dramatist Franz Grillparzer and the now forgotten drama ‘Král Přemysl Otakar Druhý’ by the Czech author František Zavřel. The article focuses on the controversial depiction of the king and his Czech subjects, which led to a number of angry protests from Czech audiences. The study also explores the causes of the ‘anti-Czech sentiment’ which is said to be found in these plays.

Key words:
Otakar II, Franz Grillparzer, František Zavřel, Czechs, anti-Czech sentiment, nationalism, controversial drama

1. Einleitung

Der böhmische König und österreichische Herzog Přemysl Otakar II. (1232/33–1278) ist eine der bekanntesten Herrscherfiguren des Mittelalters. Seine Ambitionen, denen ein gewaltiges, übernationales Reich in Mitteleuropa entsprungen ist und die ihn schließlich in den tödlichen Konflikt mit Rudolph von Habsburg geführt haben, machen ihn seit jeher nicht nur für die Historiker interessant, sondern auch für die Künstler, in erster Linie für die Schriftsteller. Vor allem die tschechischen Autoren nehmen sich seiner gerne an – einen der letzten Versuche, das Leben des „eisernen und goldenen Königs“ neu zu erzählen, hat der Schriftsteller und Historiker Vlastimil Vondruška unternommen, dessen Roman ‚Král rytíř Přemysl II. Otakar‘ (‚Der Ritterkönig Přemysl II. Otakar‘), der dritte Teil der großangelegten ‚Přemysliden-Epopöe‘, im Jahr 2013 erschienen ist. Aber auch deutsche und österreichische Schriftsteller interessieren sich für Přemysl Otakar II. Das wohl bekannteste Beispiel für dieses Interesse ist das Trauerspiel ‚König Ottokars Glück und Ende‘ des österreichischen Dichters Franz Grillparzer. Die Handlung dieses Dramas zu erzählen, erübrigt sich

hier. Vor allem in Österreich und ganz besonders in Wien, im Burgtheater, konnte man eine Reihe von repräsentativen Inszenierungen erleben, die die Meilensteine der modernen österreichischen Geschichte begleiteten, weswegen Hilde Haider-Pregler über den ‚König Ottokar' als über ein „Nationales Festspiel" der Österreicher spricht und in Bezug auf die Inszenierungen im Burgtheater zu dem Schluss gelangt, „dass es sich [hier] nicht nur um eine literarisch motivierte Pflege eines als Klassiker inthronisierten Autors handelt, sondern um kulturpolitische Manifestationen einer oszillierenden österreichischen Identität" (vgl. Haider-Pregler 1994:221 f.). Damit kontrastiert scharf die „Unpflege" Grillparzers in den tschechischen Ländern, auf die der tschechische Kritiker und Historiker Jiří Hájek in seiner Glosse mit dem charakteristischen Titel ‚Veliký neznámý' (Der große Unbekannte) hinweist und in der dem ‚König Ottokar' die traurige Rolle des Steins des Anstoßes vorbehalten bleibt (vgl. Hofman 1972:237 f.). Die Gründe für diese „Unpflege" sind mehrere, am schwersten wiegt jedoch der Vorwurf, Grillparzer habe mit seinem ‚König Ottokar' die Geschichte verfälscht und die tschechische Nation verunglimpft.

2. Franz Grillparzers ‚König Ottokars Glück und Ende' als Stein des Anstoßes

Grillparzer wurde vorgeworfen, sich an das Haus Habsburg anzubiedern, so z. B. von dem tschechischen Dichter Josef Svatopluk Machar, der im ‚König Ottokar' eine „schamlose Idolatrie der Hofburg" und in dessen Autor „eine der widrigsten Erscheinungen der Weltliteratur" sah und der erst viel später, nachdem er Grillparzers Epigramme kennen gelernt hatte, seine negative Meinung zum Dichter und Menschen Grillparzer ändern sollte (vgl. Hofman 1972:234). Grillparzer selbst gab in puncto Verherrlichung des Herrscherhauses zu, dass kein von diesem Herrscherhaus bezahlter Schmeichler den Ausgang des ‚König Ottokar' für die Habsburger günstiger hätte gestalten können, als es ihm die „dramatische Notwendigkeit" aufgezwungen hatte (vgl. Grillparzer 1965:121). Er meinte sogar in einem Gespräch mit dem Wiener Philosophie-Professor Robert Zimmermann, mit seinem Ottokar-Drama ein „österreichisches Stück" geschrieben zu haben, mit dem er sowohl die Böhmen als auch die Ungarn zum Haus Habsburg hätte „bekehren" können (was nach Gerhart Reckzeh einer Germanisierung Böhmens und Ungarns gleichgekommen wäre): „Der Ottokar, das war ein österreichisches Stück. Ich hätte wohl noch sechs solcher geschrieben, wenn man mir Lust gemacht hätte! Das hätte gewirkt in Böhmen und Ungarn! Der Kaiser Franz hatte dafür keinen Sinn" (Zitiert nach Pörnbacher 1969:87; vgl. Reckzeh 1929:48).

Ein weiterer Vorwurf, der gegen Grillparzer in Bezug auf dessen ‚König Ottokar' erhoben wurde, war, dass er unwissenschaftliche und voreingenommene Quellen zu Rate gezogen hatte, allen voran die Reimchronik des Ottokar aus der Gaal, genannt von Horneck, an deren Glaubwürdigkeit als historischer Quelle nicht nur František Palacký gezweifelt haben dürfte (vgl. Hofman 1967:16).[1]Der Vorwurf der Unseriosität, der dem mittelalterlichen Chronisten galt, wurde zugleich gegen Grillparzer selbst erhoben, weil er den historischen König Přemysl Otakar II. angeblich in einer beleidigenden Art und Weise dargestellt hatte, nämlich als einen „Provinzler, Unruhestifter [und] einen Klotz aus Urnatur" (vgl. Mikoletzky 1992:318) sowie als einen Machtmenschen und tyrannischen Emporkömmling, als dessen Vorbild sich der geschlagene Draufgänger Napoleon erkennen ließ – sei es durch das gemeinsame Schicksal oder durch die individuellen Züge wie das „rasche, ungepflegte Sprechen" oder den „hastigen, der Herrscherwürde entbehrenden Gang" (vgl. Cysarz 1972:268 f. und Staiger 1991:71).[2] In diesem Kontext sollte nicht verschwiegen werden,

[1] Zu Grillparzers Quellen siehe Grillparzer (1986:854 ff.).

[2] Arnošt Kraus zählt in seiner Monographie die wichtigsten Charakteristika auf, mit denen die Rezensenten Grillparzers Ottokar belegt haben: ein Verwandter Richards III. und des Königs Lear sowie ein „konsequenter, tatkräftiger Parvenu" und ein Napoleon ohne seinen Genius (vgl. Kraus 1999:348 f.). In diesem Kontext bleibt zu bemerken, dass Napoleon nicht der einzige Tyrann ist, der mit Grillparzers Ottokar in Verbindung gebracht wurde. 1933 inszenierte der österreichische, im mährischen Brünn geborene Schriftsteller und Regisseur Ernst Lothar, der die austrofaschistischen Kreise in deren Abgrenzungsversuchen gegen die Nationalsozialisten unterstützte, den böhmischen König als einen mittelalterlichen

dass die Vorwürfe gegen diese Darstellung Přemysl Otakars II. nicht nur von der tschechischen Seite, sondern auch von der Seite der böhmischen Deutschen kamen, wie es das Beispiel von Joseph Schön beweist, der drei Jahre nach der Wiener Uraufführung des ‚König Ottokar‘ in den Prager ‚Unterhaltungsblättern‘ schrieb:

> „In der durchaus urkundlich, mit gewohnter Gründlichkeit und Wahrheitsliebe ausgeführten Geschichte Wiens vom Freiherrn von Hormayr heißt unser [hervorgehoben von M.U.] Przemysl Ottokar II., der goldene, der gastfreie, der sieghafte, der große König. Er wird als der zweite Gründer Wiens erwiesen und gerühmt, und dieser von Feind und Freund geachtete oder wenigstens gefürchtete, große König und Herzog von Österreich, verdient in seiner neu gegründeten Hauptstadt, wenn nicht eine Bildsäule, wenigstens mehr achtungsvolle Rücksicht im Theater, als er die letzten Jahre her daselbst erfahren. Durch die Herabsetzung des Besiegten gewinnt der Sieger nicht; sondern dieser wird vielmehr größer, je größer der Besiegte war.“
>
> (Hofman 1967:14)

Grillparzer wurde auch eine Tendenz zur Trivialität vorgeworfen, so z. B. in einem Brief von Kaspar Graf von Sternberg an Goethe, in dem es heißt: „Der österreichische Ottokar von Grillparzer […] will uns nicht gefallen, nicht weil er über die Böhmen schimpft, sondern weil er zu oft ins Triviale fällt […]“ (Kraus 1999:370). Trivial wirkt vor allem die Schwarz-Weiß-Zeichnung bei Figuren, die man als „böse Tschechen“ und „gute Deutsche“ zusammenfassen kann. Bis auf Braun von Olmütz, den königlichen Kanzler, und den König Ottokar selbst, den er jedoch wegen dessen deutsch-slawischer Abstammung für keinen eindeutigen Tschechen hält, sieht Gerhart Reckzeh die tschechischen bzw. slawischen Figuren im ‚König Ottokar‘ als Verkörperungen von ausschließlich negativen Eigenschaften: Die Slawin Kunigunde verkörpere eine „jähe, leidenschaftliche, sinnliche Liebe“, ihr Liebhaber Zawisch einen „slawischen Liebenden“, dessen Charakterzüge Egoismus, Zynismus und Sinnlichkeit seien, und die böhmischen Ritter seien „vierschrötig wie Milota, gewalttätig wie Herbott von Füllenstein, verräterisch schlau wie Zawisch [oder] kupplerisch wie Benesch“ (vgl. Reckzeh 1929:36). Ein Vergleich dieser Figuren mit deren deutschen Gegenparts wie Margareta von Österreich, den Merenbergs oder den Rittern in Rudolfs Heer macht den Schematismus der Rollenverteilung offensichtlich:

> „Man sieht, auf der slavischen Seite sammelt sich alles Böse, Egoistische, Gewalttätige, Verräterische, Zynisch-Überlegene und Selbstgenugsame, auf der deutschen Seite alles Gute, Opferwillige, Rechtliche, Treue, Liebenswürdig-anlehnungsbedürftige, Erziehungs- und Entwicklungsbereite.“
>
> (Reckzeh 1929:36)[3]

Adolf Hitler, der den Österreichern seine Gewaltherrschaft aufzwingen will (vgl. Haider-Pregler 1994:206 f.). Als Lothar, der den Zweiten Weltkrieg im Exil verbracht hatte und US-amerikanischer Staatsbürger geworden war, 1949 den ‚König Ottokar‘ noch einmal inszenierte, erinnerte die Tyrannei des böhmischen Königs sogar an das Regime von Stalin (vgl. Haider-Pregler 1994:210 f.).

[3] Auch Arnošt Kraus weist auf diese Tatsache indirekt hin, wenn er auf die Grillparzer-Rezensenten zu sprechen kommt, die das Negative in Ottokars Charakter durch dessen (halb-) slawische Herkunft zu erklären versuchen, und schließt sich dieser Erklärung teilweise an (vgl. Kraus 1999:357). Einer dieser Rezensenten, August Erhardt, betrachtet die Verbindung des Negativen mit dem Böhmischen, wie sie in den Figuren der slawischen Bösewichte zum Vorschein kommt, für völlig natürlich und sieht vor allem in der Figur des Zawisch ein Paradebeispiel dafür, was aus einem „zivilisierten Slawen“ werden muss: „der einfachste und kühnste Schurke“ (vgl. Kraus 1999:357). Auch Gerhart Reckzeh spricht über Zawisch als über die Verkörperung der „tschechischen Hinterhältigkeit bis zum Exzess“, vergleicht den Rosenberger mit dem Nibelungenhelden Hagen und sieht in ihm sogar einen passenderen Ausgangspunkt für den „Vorwurf nationaler Tschechen“ als in der Figur des Ottokar: „Hier [in der Figur des Zawisch – Anm. M.U.] sind alle Vorwürfe der Hinterhältigkeit, des erotischen Zynismus, treuloser Gesinnung auf einen Charakter von ausschließlich tschechischer Provenienz gehäuft“ (Reckzeh 1929:41 und 42). Eine noch offensichtlichere Schwarz-Weiß-Zeichnung als bei Grillparzer ist in einem anderen Ottokar-Drama zu finden, nämlich in der Tragödie ‚Ottocarus, Bohemiae rex‘ des lateinisch schreibenden Barockdichters Nicolaus Vernulaeus. In ihrer vergleichenden Studie macht Elisabeth Klecker nicht nur auf die Berührungspunkte zwischen Grillparzer und Vernulaeus aufmerksam, die sie als „frappierend“ bezeichnet (vgl. Klecker 2006:73), sondern auch auf die Unterschiede, vor allem auf „eine grelle Schwarzweiß-Zeichnung von Ottokar und Rudolf bei Vernulaeus, bei dem Positiva nur Ottokars Sohn Wenzel zugestanden werden. Ottokar erscheint von seinem ersten Auftritt an als skrupelloser Machtmensch […]. Dass er einmal Ideal der Ritterschaft – auch für einen Rudolf von

Damit eng verbunden ist auch der größte Vorwurf, der Grillparzer seitens der Tschechen gemacht wurde, nämlich die angeblich beleidigende Darstellung des tschechischen Volkes, die selbst von der Zensurbehörde als dermaßen negativ empfunden wurde, dass sie die Aufführung des ‚König Ottokar' verhindern wollte. In seiner inzwischen berühmten Note vom 21. Dezember 1823, die er der für die „vaterländische Geschichte" zuständigen k. k. geh. Hof- und Staatskanzlei vorlegte, bemängelt Josef Graf Sedlnitzky, der Leiter der Polizei- und Zensurhofstelle, neben den Analogien zwischen Ottokar und Napoleon, die ein „Anlass zu unangenehmen Erinnerungen geben" dürften, vor allem den „Kontrast, in welchem die Österreicher gegenüber denen überall mit den ungünstigsten Farben geschilderten Böhmen hier dargestellt werden" (zitiert nach Pörnbacher 1969:66 f.). Die Hof- und Staatskanzlei antwortete zehn Tage später und gab der Zensur völlig Recht:

> „In Beantwortung der schätzbaren Note vom 21. Dezember d. J. gebe ich mir die Ehre, eurer Exzellenz hiermit zu erwidern, dass ich vollkommen dero grundhältige Ansichten teile, vermöge welchen das im Anschlusse wieder zurückfolgende neueste Trauerspiel des Hofkonzipisten Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende, nicht wohl ohne Besorgnis eines sehr üblen Eindrucks auf irgendeiner österreichischen Bühne, am wenigsten aber auf jener eines k. k. Hoftheaters vorgestellt werden könne, ja selbst nach meinem Ermessen ohne gänzliche Umarbeitung nicht einmal zum Druck zuzulassen sein dürfte." (Zitiert nach Pörnbacher 1969:68 f.)[4]

Habsburg – hätte sein können, ist unvorstellbar […]. Dass Ottokar ‚ohne eigentliche Bösartigkeit' sei [wie ihm Grillparzer attestiert hat – vgl. Pörnbacher 1969:58], lässt sich bei Vernulaeus nicht sagen. […] Greller ist auch die Zeichnung Kunigundes, deren widernatürliche männliche Herrschsucht […] offen zutage tritt" (Klecker 2006:93 f.). Bei Vernulaeus fällt Ottokar allerdings aus dramaturgischen Gründen nicht durch die Intrigen und den Verrat seiner (tschechischen) Umgebung, wie es Grillparzer suggeriert, sondern durch Gottes Fügung – die tschechischen Untertanen einschließlich der Adeligen bleiben ihrem König treu, so dass hier anders als bei Grillparzer keine Spekulationen über eine „tschechische Hinterhältigkeit" möglich sind (vgl. Klecker 2006:94 f.).

4 Die Sorge um eine nicht beleidigende Darstellung eines der Provinzvölker in einem literarischen Werk beginnt nicht erst mit Grillparzers ‚König Ottokar'. Karl Glossy weist auf das Trauerspiel ‚Rudolf von Habsburg' von Anton Popper hin, dem die Zensur außer dem Mangel an „sinnreichem Kunsttalent" und „gründlichem scharfen Verstand" auch die „Unschicklichkeit" seines Vorhabens vorwarf, „die unheilvollen Zeiten, in denen Völker, die jetzt einem Szepter unterthan sind, in wildem, leidenschaftlichen Kriegssturm gegeneinander wütheten", zu zeigen (vgl. Glossy 1899:213 ff.). Glossy erinnert auch an das „vaterländische Schauspiel", Thekla, die Wienerin' von Friedrich Wilhelm Ziegler, das wegen der Analogien zwischen dem „gehässig geschilderten Ottokar" und Napoleon, der damals (1806) auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, von der Zensur zunächst verboten wurde und höchstwahrscheinlich erst nach einer Überarbeitung aufgeführt werden durfte: „Möglich, dass Ziegler sein Stück inzwischen einer Bearbeitung unterzogen und alle scharfen Bemerkungen gegen die Böhmen ausgemerzt hatte; denn stellenweise wird der Charakter der Böhmen in ein so glänzendes Licht gerückt, dass man annehmen muss, der Verfasser habe sich alle Mühe gegeben, auch nur den Schein des Nationalhasses zu vermeiden" (Glossy 1899:216 f.). Andreas Josef Freiherr von Stifft, der Leibarzt des Kaisers, der den ‚König Ottokar' auf den Wunsch des Kaisers Franz I. begutachtet hat, lehnt aber solche Bedenken in Bezug auf Grillparzer als völlig unbegründet ab: „Grillparzers Stück lässt die Nationen als solche ganz aus dem Spiele; keine wird getadelt, gegen keine kommt etwas Anzügliches, Anstößiges oder Herabwürdigendes vor, und die Böhmen erscheinen in Ottokars Glück sehr hoch gestellt, geachtet von anderen Nationen und als tapfere Krieger und Besieger der Ungarn mit Ruhm bedeckt. Ottokar´s Fall wird einzig aus seinem rauhen, ungerechten und tollen Benehmen entwickelt, ohne Bezug und Schattenwurf auf die Böhmische Nation, deren Große durch gewaltsame Einziehung ihrer Güter er so ungerecht als die Edlen von Österreich und Steyermark behandelte" (Zitiert nach Pörnbacher 1969:76). Stifft wirft der Zensur sogar vor, den „Freunden der Revolution" entgegengekommen zu sein, als sie dieses Stück verboten hatte, das er selbst „mit einem innigen Vergnügen" gelesen habe und das auf die Bühne zu bringen er für ein „vorzügliches und dringendes Bedürfnis unserer Zeit" halte, „denn dem Gifte muss gleichwirksames Gegengift entgegengesetzt werden" (vgl. Pörnbacher 1969:77). Mit dem „Gift" meint er die (liberalen) „Bemühungen, welche in Schriften und auch auf den Theatern angewendet werden die Thronen zu untergraben", während das Gegengift Grillparzers ‚König Ottokar' und „ähnliche Stücke" sind, die dem Publikum in Erinnerung bringen, „was weise und gute Regenten [zu denen Stifft auch Rudolph von Habsburg zählt] Gutes für die Völker thaten" (vgl. Pörnbacher 1969:77 f.). Arnošt Kraus nennt Stiffts Gutachten allerdings verantwortungslos und die Lektüre des Gutachters „flüchtig oder vielmehr gerade absichtlich falsch". Er polemisiert auch gegen Glossy, der über die schließlich doch noch erfolgte Genehmigung des Dramas als über einen „empfindlichen Stoß" spricht, der der „allgewaltigen Censur" versetzt worden ist (vgl. Glossy 1899:247), und fragt bewusst provokativ: „Der der Zensur versetzte Schlag wäre bestimmt eine sehr erfreuliche Sache gewesen, wenn sie auch nur den allerkleinsten Schritt zur Lockerung, zur Pressefreiheit bedeutet hätte. Aber ist die Bedeutung dieser Angelegenheit wirklich eine solche?" (Kraus 1999:366) Für Kraus ist die Uraufführung des ‚König Ottokar' ein Werk der „sog. österreichisch-patriotischen Partei" (vgl. Glossy 1899:236 f.) und die Erklärung für die Aufhebung des ursprünglichen Aufführungsverbots heuchlerisch: „Weil die Entscheidung gegen die Zensur stimmlos ist, weil der Dichter das Recht hat, seine geschichtliche Auffassung auszusprechen; passt das den Tschechen nicht, so sollen sie ebenso frei ihre Auffassung aussprechen; weil eine Antwort auf Grillparzers

Die angebliche Verunglimpfung des tschechischen Volkes, über die sich z. B. der tschechische Dichter František Ladislav Čelakovský in einem Brief an seinen Freund, den Dichter Josef Vlastimil Kamarýt, ärgerte (vgl. Kraus 1999:369)[5], kommt besonders in zwei Szenen zum Vorschein: in der Audienzszene, als der König die Delegation der Prager Bürger empfängt, sowie in der Szene zwischen Zawisch und der Königin Kunigunde. In der Audienzszene wirft der König seinen tschechischen Untertanen vor, immer noch nach der Art der Väter leben zu wollen, was für ihn einem Leben außerhalb der Zivilisation gleichkommt, und er droht ihnen mit den deutschen Kolonisten, die er nach Böhmen eingeladen hat:

> *Ich weiß wohl was ihr mögt, ihr alten Böhmen:/ Gekauert sitzen in verjährtem Wust,/ Wo kaum das Licht durch blinde Scheiben dringt;/ Verzehren, was der vorge Tag gebracht,/ Und ernten, was der nächste soll verzehren,/ Am Sonntag Schmaus, am Kirmeß plumpen Tanz,/ Für alles andre taub und blind;/ So möchtet ihr, ich aber mag nicht so!/ Wie den Ertrinkenden man faßt am Haar,/ Will ich euch fassen, wos am meisten schmerzt;/ Den Deutschen will ich setzen euch in Pelz,/ Der soll euch kneipen, bis euch Schmerz und Ärger/ Aus eurer Dumpfheit wecken und ihr ausschlagt/ Wie ein gesporntes Pferd. Ihr denkt der Zeit,/ Da eure Fürsten saßen an dem Herd/ Und einen Kessel führten in dem schnöden Wappen;/ Ich bin kein solcher, straf mich Gott!*
> (Grillparzer 1986:410)

In der Zawisch-Kunigunde-Szene lässt sich die Königin den Zettel mit dem Gedicht vorlesen, das der Rosenberger anstandshalber ihrem Kammerfräulein gewidmet hat, und spielt die Tschechen, die sie „schmeicheln, betteln und kriechen“ sieht, gegen die kecken und kühnen Ungarn aus, wobei sie nur in Zawisch eine Ausnahme zu erkennen glaubt:

> *Nur dieser Rosenberg: bei uns in Ungarn/ Trüg er sein Haupt keck unter Gottes Himmel,/ Wie jener kühne Führer der Kumanen,/ Dem er auch ähnlich sonst an Haupt und Brust,/ Dem besten unter Ungarns starken Mannen!/ Doch Jener war ein freudig kühner Held,/ Gerad in seinem Wollen, seinem Handeln;/ Indes der Böhme feig und niedrig kriecht,/ Und seinen Wert und all sein Selbst besudelt.* (Grillparzer 1986:430 f.)

Aus dem Brief eines Stanislaw Declinowsky, der in Grillparzers ‚König Ottokar‘ ein „von Höllengeistern eingegebenes Hirngespinst“ und in dem Dichter selbst einen „Satan“ und „verruchten Bösewicht“ sah, geht hervor, dass trotz des oben zitierten Briefs des Grafen von Sternberg, der über das Triviale und Unhistorische als über das größte Problem sprach, gerade diese zwei Szenen auf der tschechischen Seite zu dem größten Stein des Anstoßes wurden (vgl. Kraus 1999:368 f.). Grillparzer sollte in Bezug auf diese Szenen vorgeworfen werden, die nicht-deutschen Völker aus den Provinzen der Monarchie aus der Perspektive eines „Durchschnittswieners im Vormärz“ angeschaut zu haben (vgl. Frieberger 1966:45 f.).[6] Ein Vorwurf, gegen den Kurt Frieberger polemisiert,

Schilderung der böhmischen Geschichte unmöglich war, die böhmische Geschichte war aus dem böhmischen Schrifttum fast ausgeschlossen: Deshalb ist unsere Freude über diese Niederlage der Zensur nicht ungetrübt“ (Kraus 1999:366 f.).

[5] Als Kuriosum gilt in diesem Kontext die Kritik von Josef Sigmund Ebersberg, der dem ‚König Ottokar‘ neben dem Mangel an Einheit des Ortes und der Zeit auch die negative Darstellung der Böhmen und deren Königs vorwarf: „Ottokar sei so dargestellt, dass sich sowohl in der Epoche seines Glücks als in jener seines Endes die große Ähnlichkeit mit einem Eroberer und Usurpator aufdränge; auch hätte der Dichter besser getan, manche harte Äußerung über die mit Österreich vereinigten Nationen zu vermeiden. Besonders sei das herrliche Böhmen mitgenommen, das doch – in Glas-, Porzellan- Tuch- und Lederfabrikaten alles Ähnliche im Auslande weit übertreffe.“ (Zitiert nach Glossy 1899:241 f.). Karl Glossy nennt diese Kritik „von Bosheit und Missgunst strotzend“ und fragt, ob Ebersberg „nicht etwa das Werkzeug der Polizeipartei“ war, „die sich für die erlittene Schlappe rächen wollte“. Die Antwort sieht er auf der Hand: „Aus der Übereinstimmung des Zensurgutachtens mit der Rezension Ebersbergs dürfte wohl Jedermann klar sein, in wessen Dienst dieser Kritiker seine Feder gestellt hatte“ (Glossy 1899:242).

[6] Arnošt Kraus sieht in dieser Perspektive allerdings einen mildernden Umstand. Die Deutschen und Tschechen, die im ‚König Ottokar‘ auftreten, hält er für Grillparzers eigene Zeitgenossen, die der Dichter – freilich in einem mittelalterlichen Kostüm – genauso gezeichnet hat, wie er sie als junger Mann in Wien erlebt hatte (vgl. Kraus 1999:359). Dem entspricht auch die Ansicht Deike Schichos, die den ‚König Ottokar‘ in kritischer Anlehnung an die von Claudio Magris formulierten Thesen über den „habsburgischen Mythos“ analysiert. Eines der wichtigsten Elemente dieses Mythos, nämlich die „Übernationalität“, findet sie im ‚König Ottokar‘ wieder, „allerdings nicht in jener Form der Verherrlichung,

indem er Grillparzer, der sich „zutiefst als Deutscher“ gefühlt habe, gerade bei der Darstellung der Nicht-Deutschen eine große Mühe um Gerechtigkeit attestiert: „In seinem Streben nach Ganzheit zeichnet er seine Gestalten aus anderen Volksstämmen so sehr um Gerechtigkeit bemüht, dass sie jedem Darsteller die Möglichkeit bieten, einen vollkommen geschauten Menschen mit all seinen guten und schlechten Eigenschaften ins Rampenlicht zu stellen“ (Frieberger 1966:47).[7]

Die Gründe für Grillparzers problematisches Bild der Tschechen sind mehrere: frustrierende Erinnerungen an die Hofmeisterjahre in der Familie des Grafen von Seilern, Zweifel an der Fähigkeit der kleinen Provinzvölker wie der Tschechen, Kulturgüter von bleibender Relevanz zu schaffen, sowie die Angst vor dem zunehmenden Nationalismus, in dem er den größten Feind des Vielvölkerstaates der Habsburger erkannt hat und den er – freilich als eine Entlehnung aus dem ideologischen Arsenal der Deutschen – auch bei den Tschechen wiedergefunden hat.

Die Erinnerungen an die Hofmeisterjahre 1812–13, die er später die „traurigste Zeit meines Lebens“ mit der „übelsten Wirkung auf meine Stimmung und Jugendentwicklung“ nannte (vgl. Grillparzer 1965:63) und die er teilweise in Mähren auf den Seilernschen Schlössern Kralice und Lukov verbracht hatte, blieben für ihn vor allem die Erinnerungen an den üblen Geruch der „mährischen Bauernweiber“, an eine schwere Erkrankung, der er fast zum Opfer gefallen war, und an die Kommunikationsbarriere zwischen ihm und den Tschechen, unter denen er sich – ein Bürgersohn aus Wien – wie Jason unter den Barbaren aus Kolchis gefühlt hatte und die ihn während seiner Krankheit um Geld und Schlaf beraubt hatten: „Es ist sicher, dass diese ungünstigen Eindrücke nicht nur die entsprechenden Seiten seiner Tschechenvorstellung, sondern den vollständigen tschechischen und darüber hinaus slavischen Komplex für Grillparzer unlust- und antipathiebetont machten“ (vgl. Reckzeh 1929:71 f.).

Diese „widerlichen Eindrücke“, deren Oberflächlichkeit und Situationsgebundenheit durch deren Aufhebung durch den positiven, allerdings genauso oberflächlichen Eindruck eines kurzen Prag-Besuchs von 1826 bewiesen wurde, der Grillparzer mit der „böhmischen Nation“, die er nach eigener Aussage „nie leiden mochte“, wieder „ausgesöhnt“ haben will (vgl. Steinbruckner 1969:12 ff. und Reckzeh 1929:73 f.), verbanden sich bald mit einem Unglauben an die Fähigkeit eines „Dialekt“ sprechenden „Volkstamms“ wie der Tschechen, relevante Kulturgüter zu schaffen. Tschechisch blieb für ihn eine „Winkelsprache“, die er nie lernen sollte – Benennung der Speisen und einige wenige Schimpfnamen und Jagdausdrücke ausgenommen (vgl. Grillparzer 1965:61) – und der er nie zutrauen sollte, „sich je von dem Einflusse einer der vier oder fünf herrschenden Weltsprachen freihalten zu können“ (vgl. Reckzeh 1929:4 f.). Die Tschechen waren für ihn ein bloßer Volksstamm, dessen Kultur ihm fremd bleiben sollte und dessen Sprache

die Claudio Magris für die österreichische Literatur nach 1918 annimmt, sondern in Gestalt der [zeitgenössischen] Nationalitätenproblematik“ (Schicho 2008:47). Offensichtlich wird es gerade an der antitschechischen Invektive der Königin Kunigunde: „Anhand dieser Stelle lässt sich nicht nur eine ‚ungünstige Schilderung‘ der Böhmen im Drama feststellen, sondern der Zuschauer erhält auch eine Ahnung von der Spannung zwischen den einzelnen Völkern der Habsburgermonarchie, indem sich eine Ungarin – zumindest verbal – über die Böhmen erhebt“ (Schicho 2008:48 f.).

7 Friebergers Meinung zu Grillparzers Mühe um Gerechtigkeit und Objektivität ist nicht neu. Der tschechische Dramatiker Emanuel Bozděch, der sich um eine „Rehabilitierung“ des österreichischen Autors bemühte, schrieb bereits 1873: „Fasse ich nun noch einmal ins Auge, wie sich Grillparzer gegenüber den Stoffen verhielt, welche er der böhmischen Sage und Geschichte entlehnte, so scheint es mir, dass seiner Gewissenhaftigkeit sowie des Strebens nach Objektivität, sowohl im Ersinnen und Anordnen der Handlung als auch in der Zeichnung der Charaktere mit Anerkennung gedacht werden muss […]“ (Zitiert nach Hofman 1972:228). In der neuesten Zeit attestierte Robert Pichl in seiner Studie mit dem bezeichnenden Titel ‚Das antinationalistische Programm in Grillparzers Dramenwerk‘ dem Autor des ‚König Ottokar‘ sowohl eine „positive Einstellung zur kulturellen Eigenart und historischen Entwicklung der einzelnen Nationalitäten“, wie er sie schon „in der dramaturgischen Aufbereitung der gewählten Stoffe“ entdeckt haben will, als auch eine deutliche „Anprangerung fragwürdiger nationaler Überlegenheitsgefühle, etwa der Entlarvung der inhumanen Hybris der Griechen gegenüber den Kolchern in der Medea, in der mit Standesdünkel gepaarten Arroganz des Franken Atalus gegenüber den Germanen in Weh dem, der lügt!, in der mit Willkür gekoppelten Verachtung der Juden durch den spanischen Adel in der Jüdin von Toledo oder – in besonderer Akzentuierung des moralischen Defekts einzelner Personen – an der Verachtung der Böhmen durch die aus Ungarn stammende Kunigunde im Ottokar und an der mutwilligen Provokation der Ungarn durch Otto von Meran im Treuen Diener“ (Pichl 1994:79 f.).

er zwar Gleichberechtigung, aber keine Gleichgeltung zuerkennen wollte (vgl. Reckzeh 1929:5).[8] Den tschechischen Nationalismus, den er zusammen mit dem Nationalismus anderer Provinzvölker neben dem „Optimismus umwälzender Neuerungen“ für den „Erzfeind“ des Habsburger Vielvölkerstaates hielt (vgl. Cysarz 1972:260), nannte er eine Mode, „die ihr wie eine Kinderkrankheit eben von den perhorreszierten Deutschen durch Ansteckung ererbt habt“ (zitiert nach Frieberger 1966:47). Das Streben der tschechischen politischen Repräsentanz nach Föderalisierung der Monarchie hielt er kurzweg für Wahnsinn: „Herr Professor Palacký ist wahnsinnig geworden“, heißt es konsequenterweise in seiner Polemik mit dem bedeutendsten Repräsentanten der tschechischsprachigen Intelligenz, als dieser für die einzelnen Kronländer eigene Ministerien forderte (vgl. Cysarz 1972:262). Der Kampf um die sog. Fundamentalartikel von 1871, die den österreichisch-tschechischen Ausgleich durchsetzen sollten, inspirierte Grillparzer zu bissigen Versen, die den fünften Akt seines ‚König Ottokar‘, nämlich die Schlacht auf dem Marchfeld, wieder aufnahmen: *Marchfeld, so ist dein Sieg nicht wahr/ Aus unsrer Urväter frühsten Tagen./ König Przemysl Ottokar/ Hat den Rudolf von Habsburg geschlagen* (Zitiert nach Frieberger 1966:51).

Den tschechischen Widerstand gegen seinen ‚König Ottokar‘ sollte Grillparzer nie wirklich begreifen und sah sich als Opfer eines Missverständnisses und sogar einer Verschwörung (vgl. Mikoletzky 1992:326).[9] Seine Entscheidung, die Reimchronik des Ottokar aus der Gaal als Hauptquelle zu benutzen, war nicht durch die persönliche Feindschaft gegen die Tschechen motiviert, wie man sie bei dem Chronisten findet, sondern durch die *literarischen* Qualitäten dieses Werks (vgl. Hofman 1967:16 f.). Grillparzers Glaube an das Primat der deutschen Kultur in dem Vielvölkerstaat der Habsburger, wie er im ‚König Ottokar‘ in der indirekt zugegebenen (vgl. oben das Gespräch mit Robert Zimmermann), noch in den 1950er Jahren anlässlich eines Grillparzer-Jubiläums von Adolf Schnabel bemängelten „Billigung der habsburgischen Germanisierungstendenzen“ zum Ausdruck kommen dürfte (vgl. Hofman 1972:236), ist nicht einem plumpen Nationalismus und dessen Überlegenheitsgefühlen entsprungen, sondern der Überzeugung von der „historisch gerechtfertigten Mission“ der Deutschen, „die *allen* Beteiligten Nutzen bringt“ (Steinbruckner 1969:15).[10] Dementsprechend sieht Herbert Cysarz die Botschaft des Dramas als völlig anational und betont, den Ausgang des Dramas nicht als den Sieg einer Völkerschaft über eine andere deuten zu können,

[8] Aufschlussreich ist in diesem Kontext Grillparzers Vorwurf gegenüber Leopold Graf von Thun und Hohenstein, der im Revolutionsjahr 1848 Gubernialpräsident von Böhmen war und für die tschechischen Patrioten Sympathien verspürte: „So hat er [Thun-Hohenstein] früher schon in einer böhmisch geschriebenen Broschüre die tschechische Nationalität in Schutz genommen, welche Nationalität nur den Fehler hat, dass sie keine ist, so wie die Tschechen keine Nation sind, sondern ein Volksstamm, und ihre Sprache nicht mehr und nicht weniger als ein Dialekt“ (Zitiert nach Reckzeh 1929:7).

[9] In Grillparzers ‚Selbstbiographie‘ liest man: „Die Stimmung der Böhmen erzeugte sich übrigens nicht ohne Aufhetzerei und die Fäden gingen so ziemlich auf einen Staatskanzlei-Rat böhmischer Abkunft zusammen, der wohl auch seinen Anteil an den ursprünglichen Zensur-Hindernissen beigesteuert hatte. Man hatte ihm nämlich im Ministerium des Äußern das Fach der Zensur zugeteilt, weil, wie man glaubte, seine Unfähigkeit dort den geringsten Schaden anzurichten vermöge“ (Grillparzer 1965:128). Karl Pörnbacher gibt Franz Josef Freiherrn von Bretfeld-Chlumczansky als den von Grillparzer gemeinten Staatskanzlei-Rat an (vgl. Pörnbacher 1969:84).

[10] Wie sich Grillparzer diese Mission vorstellte, fasst Gerhart Reckzeh in einem Vergleich des „norddeutschen“ und des „österreichischen“ Germanisierungsverfahrens zusammen. Während die norddeutsche Germanisierung auf Eroberung baut und ein „unverhüllter Angriff auf die fremde Art ohne das Versöhnende einer Idee, eine bloße Machtfrage“ ist, ist die österreichische Germanisierung, die man eben als eine Mission verstehen kann, ins „Humane und menschlich-Liebenswürdige“ eingebettet und vermisst „alles Scharfkantig-Nationale und menschlich Unbequeme“, woraus sich die „‚gleichsam nationale Milde‘ des Österreichertums“ ergibt, durch die Österreich bereits vor den josephinischen Reformen mit deren unverhohlenen, dem Geist der österreichischen „Germanisierungsmission“ widersprechenden Germanisierungstendenzen unleugbare Erfolge erzielt hat: „Durch diese nationale Milde war Österreich zur Kolonisation wie zur Vermittlung überhaupt geradezu prädestiniert. Nicht gewaltsame Unterwerfung und eine stets explosive Schein-Eindeutschung, sondern freiwillige Assimilation, kulturelle Bindung, gemeinsame neutrale Erlebnissphäre in der Dynastie hatten schon reiche Früchte getragen, ehe das überstürzte und allzu sichtbare Germanisationstempo Josefs II. zusammen mit der aus Norddeutschland stammenden Verherrlichung des Nationalen um seiner selbst willen die slavischen Nationalgefühle zu heller Bewusstheit entflammten und alle Keime der bisherigen Entwicklung zerschlugen“ (Rekczeh 1929:79).

sondern als den Triumph einer Idee, die er die „ökumenische Friedens- und Rechts-, Staats- und Menschheitsidee“ nennt (vgl. Cysarz 1972:268 und 270).[11]

Grillparzers ‚König Ottokar‘ liegt bis heute nicht in tschechischer Übersetzung vor, wobei die kontroverse Darstellung des tschechischen Volkes eine der wichtigsten, wenn nicht die allerwichtigste Ursache für diesen Zustand ist.[12] Dennoch findet man im ‚König Ottokar‘ – anders als im Drama ‚Ein Bruderzwist in Habsburg‘ (vgl. Grillparzer 2009:80 f.) – keinen ausgesprochenen Fluch über die Tschechen, ihr Land oder ihre Hauptstadt. Ein Přemysl-Otakar-Stück, in dem man einen solchen Fluch findet, gibt es allerdings. Geschrieben hat es weder Grillparzer noch ein anderer Österreicher oder Deutscher, sondern ein Tscheche, und zwar einer, der in seinen Adern das Blut des „Eisernen Kanzlers“ Bismarck rauschen fühlte (vgl. Zavřel 1937:4 f.): der expressionistische Dichter, Dramatiker und Romancier František Zavřel. Seine dreiaktige Tragödie ‚Král Přemysl Otakar Druhý‘ (König Přemysl Otakar der Zweite) erschien 1921, ein Jahr bevor in der tschechischen Theaterzeitschrift ‚Jeviště‘ die anonyme Feststellung der „unbestreitbaren Tatsache“ erschien, „dass wir über Libussa oder Przemysl Ottokar kein Drama haben, das Grillparzers Stücken gleichkäme an gedanklicher Auffassung, Wärme des Gefühls und künstlerischer Meisterschaft“ (Hofman 1972:233). Zavřels ‚Přemysl Otakar’ hielt der anonyme Schreiber entweder für kein mit Grillparzers ‚König Ottokar‘ vergleichbares Stück, oder er kannte ihn überhaupt nicht und nahm damit die Vergessenheit vorweg, in die Zavřel geraten sollte.

3. František Zavřels ‚Král Přemysl Otakar Druhý‘ und der Fluch über Böhmen

František Zavřel und sein Werk sind heute fast vergessen. Ohne den Namen des Dichters zu nennen, zitiert zwar Josef Škvorecký in seinem Roman ‚Příběh inženýra lidských duší‘ (Die Geschichte des Ingenieurs der menschlichen Seelen) indirekt eines der Gedichte aus Zavřels Gedichtsammlung ‚Památce Milady Pakůrové‘ (Zum Andenken an Milada Pakůrová), und auch das Tschechische Fernsehen strahlt immer wieder den Film ‚Dědečkem proti své vůli‘ (Großvater wider Willen) aus, der auf einer gleichnamigen Komödie von Zavřel beruht (vgl. Burget 2010:217 und 228), aber dem Gros der Leser und Fernsehschauer bleibt dieser Autor völlig unbekannt. Das ist teilweise gewollt. Nachdem er den Zweiten Weltkrieg als Angestellter im Handels- und später im Volksaufklärungsministerium (das Ministerium Moravec) verbracht hatte, wurde Zavřel als Kollaborateur, der bereits vor dem Krieg dem Faschismus das Wort geredet hatte, zweimal verhaftet, wegen angeblicher Unzurechnungsfähigkeit wieder freigelassen, von der Gesellschaft aber gemieden und zusammen mit seinem Werk, das schon immer kontrovers diskutiert worden war, dem Vergessen preisgegeben. Sein einsamer Tod am 4. Dezember 1947 im Krankenhaus „Na Františku“, wohin er eingeliefert wurde, nachdem man ihn krank und ohne Unterwäsche in einem Prager Park aufgefunden hatte, legt von dem schnellen Vergessen des einst sehr produktiven Autors ein beredtes Zeugnis ab (vgl. Burget 2011:439 ff.). Vor dem Zweiten Weltkrieg gehörte Zavřel allerdings zu den bekannteren Autoren der tschechischen Moderne, der als wichtiger Repräsentant des tschechischen Expressionismus galt. Sein Biograph Eduard Burget zitiert den tschechischen Historiker Zdeněk Kalista, der sich von Zavřels früheren Dramen stark beeindruckt zeigte:

[11] Gerhart Reckzeh weist nichtsdestotrotz auf Grillparzers „Hang zum eigenen Volkstum“ hin, der, „aus dem Oberbewusstsein durch lange Denkgewohnheiten bestimmter Art“ nur scheinbar vertrieben, „an anderer Stelle unter fremdem Namen durchbricht. Wie Schopenhauers deutscher Sprachchauvinismus, so ist Grillparzers Glaube an eine österreichische Bildungsmission ein ihm selbst unbewusstes, ganz ungebrochenes Nationalgefühl, das sich zum Mittel verhüllt, wo es im Unterbewusstsein das Ziel selbst ist“ (Reckzeh 1929:83). Arnošt Kraus, der Grillparzer in der Theorie einen „konsequenten Kosmopoliten des 18. Jahrhunderts“ und einen „Gegner des Nationalismus der neuen Zeit“ nennt, wirft ihm vor, von den Deutschen keine wirklichen Opfer gefordert, sondern nur die „Nutzlosigkeit der nationalen Streitigkeiten“ gespürt zu haben: „Als Deutscher, von niemandem an der Erreichung der höchsten Kulturgüter behindert, verwies er die übrigen Nationalitäten auf die Plätze und meinte, er sei ein freier Humanist, weil er das Rasseln seiner nationalistischen Fesseln nicht hörte“ (Kraus 1999:360).

[12] Zur Geschichte der Grillparzer-Übersetzungen ins Tschechische siehe Mikoletzky (1992:326 f.).

> „[…] am Anfang der zwanziger Jahre war Zavřel einer der kühnsten Innovatoren seiner Generation: sein ‚Kamenný host‘ [Der steinerne Gast] brachte uns mit seinen fünfzig Bildern, die kaleidoskopisch verschiedene Szenen und Mittel wechselten, an den Rand der wilden dramatischen Experimente des deutschen Expressionismus.“ (Zitiert nach Burget 2011:433)[13]

Das Drama ‚Král Přemysl Otakar Druhý‘, das zu eben dieser Zeit erschienen ist, ist Zavřels zweites Stück, das aus der Geschichte der böhmischen Přemysliden schöpft.[14] Wie der Untertitel ‚Tragoedie ve třech dějstvích‘ (Tragödie in drei Aufzügen) nahelegt, in dem das in einem Přemysl-Otakar-Stück erwartete Attribut „historisch“ fehlt, ist Zavřels Drama zwar historisch inspiriert, aber nicht als historisches, um eine möglichst treue Wiedergabe der Geschichte bemühtes Stück konzipiert. Vielmehr trifft auf den ‚Přemysl Otakar‘ zu, was Eduard Burget über ein anderes, historisch inspiriertes Stück Zavřels, nämlich das Drama ‚Valdštýn‘ (Wallenstein), schreibt, dessen Titelfigur mit dem berühmten Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges kaum mehr als den Namen gemeinsam habe:

> „Auch in diesem Stück kam der Kult des Übermenschen zum Vorschein, wie er im gesamten Oeuvre des Dramatikers zum Vorschein kommt, ergänzt um die Motive des Verrats und eines extremen Individualismus vor dem Hintergrund der Kleinlichkeit der Massen, die zuletzt zum Fall des Haupthelden, eines Halbgotts, führten.“ (Burget 2011:431 f.)[15]

‚Přemysl Otakar‘ ist ein Drama vom Fall eines großen Einzelnen, der durch den Verrat der Kleinen herbeigeführt wird, wozu die Geschichte einen bloß skizzierten Rahmen gibt: Das Drama spielt in den letzten Monaten oder Tagen des Lebens Přemysl Otakars II. und zur Zeit der Schlacht auf dem Marchfeld. Es werden keine Daten angegeben, aber die Alpenländer sind schon verloren, Záviš ist enteignet, über die Siege des Königs – dreißig an der Zahl – wird als über die Vergangenheit gesprochen und der Thronfolger Václav ist bereits so groß, dass er über den Charakter des Falkenstein urteilen und den Witigonen zum Kampf um den böhmischen Thron herausfordern kann (mit dieser Herausforderung geht das Drama zu Ende). Die künstlerische Freiheit, die sich Zavřel während der Arbeit an seinem ‚Přemysl Otakar‘ genommen hat, zeigt sich vor allem am Ende des Stücks. Außer der Herausforderung des Záviš durch den jungen Václav geht Zavřels Drama mit einem vierfachen Tod zu Ende – zunächst stirbt der König in der (auf der Bühne nicht gezeigten) Schlacht auf dem Marchfeld, dann tötet sich der Bote, der die schreckliche Nachricht auf die Prager Burg gebracht hat, und schließlich sterben auch die Königstante Anežka und die Königin Kunhuta –, ein dramaturgisch verständlicher, dem historischen Wissen jedoch widersprechender Abschluss, der an Grillparzers kritisierte Entscheidung erinnert, den Tod der Königin Margarethe wider besseres Wissen mit dem Tod Ottokars zu verbinden (vgl. Kraus 1999:370).[16]

---

[13] Eigene Übersetzung.

[14] Das erste Drama Zavřels mit einem Přemysliden in der Titelrolle ist ‚Boleslav Ukrutný‘ (Boleslav der Grausame), das 1920 in Brno uraufgeführt wurde..

[15] Eigene Übersetzung. Burget druckt teilweise auch Karel Engelmüllers Rezension von Zavřels Drama ‚Vzpoura‘ (Die Meuterei) ab, in der der Rezensent Zavřels Dramen als eine Reihe von Halbgötter-Stücken charakterisiert (fünf von Zavřels Dramen wurden schließlich von dem Autor selbst in einer Pentalogie mit dem charakteristischen Titel ‚Polobozi‘ – Die Halbgötter – zusammengefasst): „František Zavřel ist ohne Zweifel einer unserer agilsten Dramatiker. Durch nichts verwirrt, abgeraten, enttäuscht schrieb und schreibt er seine Tragödien und Dramen für fast einen und denselben Heldentypus, mit dem er sozusagen auch persönlich zusammengewachsen ist und den er nur als ein unerschrockenes, angriffslustiges, dämonisch und teuflisch starkes Individuum mit der geliebten und angebeteten napoleonischen Gloriole sieht. Nur Raum, Zeit und die Ziele wechseln sich ab, die Raubtiere des Lebens sind immer gleich, versucht und gereizt durch die törichten Träumer und Schwächlinge, die ihren siegreichen Weg durchkreuzen oder verstellen“ (Zitiert nach Burget 2011:432, eigene Übersetzung).

[16] Der Plot des ‚Přemysl Otakar‘ ist nicht besonders kompliziert: Die junge Königin Kunhuta lauscht einem Minnelied des Záviš von Falkenstein. Sie fühlt sich einsam, verlassen von dem König, der sie seinem Traum von Größe geopfert hat. Sowohl die strenge Fürstin Anežka, die Tante des Königs, als auch der Bischof warnen die Königin vor dem Falkenstein, aber Kunhuta hört nicht auf sie. Nachdem ihr der König, dem sie sich anvertraut hat, geraten hat, ihr Schicksal entweder anzunehmen oder dagegen zu kämpfen, sinkt Kunhuta nach einem kurzen Kampf in die Arme des Záviš. Dieser sieht in ihr allerdings nur ein Werkzeug im Kampf gegen den König, für dessen Traum von einem übernationalen Reich, das sich

Wichtiger als die Darstellung der historischen Tatsachen ist für Zavřel die Darstellung eines als Übermensch verstandenen Herrschers und dessen kleinlicher und verräterischer Untertanen. Der Übermensch ist Přemysl Otakar, bei Zavřel eine national indifferente Figur, die weder für seine tschechischen Untertanen noch für das tschechische Publikum der 1920er Jahre als Identifikationsfigur taugt. Nirgendwo im Drama wird an seine tschechische bzw. deutsch-tschechische Abstammung erinnert, der kleine tschechische Staat, über den Záviš spricht und für den er schließlich seinen Verrat begeht, ist ihm suspekt. Das Reich, das er aufbaut, ist ein übernationales oder, wie ihm der Falkenstein vorwirft, ein deutsches: „Das Reich, das du aufbaust, wird ein germanisches sein und sein Zentrum wird Wien und nicht Prag sein" (Zavřel 1921:43).[17] Přemysl Otakars Sieg bedeutet mehr noch als seine Niederlage den Untergang Böhmens, wie davon Záviš die Königin Kunhuta zu überzeugen versucht:

> *Der König ist blind. Er baut ein gewaltiges Reich auf, das sich von der Elbe bis zum Meer erstreckt, und sieht nicht, dass es ein germanisches Reich ist. Gegen den tschechischen Staat stellt er seinen Traum von einer mitteleuropäischen Großmacht, in der Böhmen nur eine schwindende Minderheit ist. Die deutsche Kolonisation dringt mit seiner Zustimmung immer tiefer in das Zentrum des Landes. Wenn niemand Widerstand leistet, wird es hier zwar einen gewaltigen Staat geben, vielleicht vom Meer zum Meer, aber es wird ein rein germanischer Staat sein. Dem König ist das gleichgültig. Er lebt in seinem Traum von der Größe und verwirklicht ihn allem zum Trotz und ohne jegliche Rücksicht. Er darf ihn jedoch nicht verwirklichen. Wenn er ihn verwirklicht, ist Böhmen Vergangenheit.* (Zavřel 1921:39)[18]

Eine Personifizierung dieses vom König als „verhängnisvoll klein" abgelehnten Böhmen ist der als böhmischer Nationalist dargestellte Záviš von Falkenstein. Er ist der Antagonist zu dem übernationalen Übermenschen Přemysl Otakar, ein kleiner Böhme, dessen Vision ein kleines Böhmen ist, das er auch gleich nach der (von ihm mit verschuldeten) Niederlage des Königs auf dem Marchfeld mit List und Gewalt wiederherstellen will:

> *Es muss gehandelt werden. Das königliche Heer ist vernichtet. Die Witigonen haben ihr eigenes zur Verfügung gestellt. Ich schicke es gegen die deutschen Kolonisten, denen der König so vertraut hat und die nun den Kopf heben. Die Grenzen müssen nicht überwacht werden, denn der deutsche Kaiser denkt nicht an Expansion. Nachdem er erbeutet hat, was nach Recht und Sprache ihm gehört, erkennt er die Unantastbarkeit der böhmischen Länder an. Der Vertrag ist schon verfasst und muss nur noch besiegelt werden.* (Zavřel 1921:65 f.)[19]

Gerade diesem durch Verrat wiederhergestellten Böhmen, dessen Name hier ein Synonym für Kleinlichkeit und Verrat ist und dessen kleinen Verhältnissen der König den Untergang vorzieht (vgl. Zavřel 1921:55 f.), gilt jedoch der Fluch, den Zavřel der sterbenden Fürstin Anežka in den Mund legt:

> *Fluch! Fluch über alle! […] Vor allem aber Fluch über dich, abscheuliches und kleines Land, das du Böhmen heißt und das du nichts anderes bist als Verrat, ein ununterbrochener Verrat und niederträchtiger Hohn angesichts der Größe! Dein Werk ist vollbracht und du kannst darauf*

vom Meer zum Meer erstreckt, er nichts übrig hat. Kunhuta erkennt zu spät ihren Fehler. Bevor er sich auf den Weg in den Krieg macht, in dem die Witigonen an der Seite seiner Feinde stehen, vergibt Přemysl Otakar seiner Frau, indem er einräumt, sie bewusst gebrochen und somit in die Arme des Záviš gelegt zu haben. Vor der Schlacht hofft er auf einen Sieg, auch wenn er vor dem Verrat gewarnt wird. Durch den Verrat des Milota von Dědice, eines Witigonen, siegt aber Rudolph von Habsburg und Přemysl Otakar findet in der Schlacht den Tod. Als die Nachricht von der Tragödie in Prag eingeht, verflucht die Fürstin Anežka Kunhuta, Záviš und das ganze Land, dem sie den Tod des Königs anlastet. Dann stirbt sie. Záviš versucht Kunhuta von der Richtigkeit seiner Politik zu überzeugen und gesteht seinen Verrat sowie den Willen, König zu werden. Kunhuta, die um ihren Sohn Václav bangt, bittet jedoch den Bischof, den Falkenstein zu vernichten. Dann stirbt sie. Das Drama endet mit Václavs Herausforderung an Záviš, mit dem er um den böhmischen Thron kämpfen will.

[17] Eigene Übersetzung.

[18] Eigene Übersetzung.

[19] Eigene Übersetzung.

> *stolz sein. Es hat mit Verrat begonnen und geht mit Verrat zu Ende. Der mutigste Mensch, der dich betreten hat, ist vernichtet. Nicht durch die neidischen Götter und nicht durch einen Rivalen. Durch dich. Fluch, der heißeste Fluch über dich!* (Zavřel 1921:64)[20]

Es ist Zavřels Fluch. Ähnlich wie im ‚König Ottokar‘, in dem Grillparzer die Titelfigur seine eigene Abneigung gegen die angeblich primitiv-provinziellen Tschechen aussprechen lässt, ist auch im ‚Přemysl Otakar‘ der Fluch der Fürstin Anežka ein literarischer Ausdruck von Zavřels eigenem Urteil über die angeblich kleinlich-provinzielle Erste Tschechoslowakische Republik, wie man es auch in Zavřels späteren Werken finden kann.

In seinem autobiographischen Roman ‚Hora Venušina‘ (Der Venusberg), von dem er einige Passagen später wortwörtlich in seine Autobiographie ‚Zaživa pohřben‘ (Lebendig begraben) übernommen hat (vgl. Zavřel 1929:56 ff. und Zavřel 1942:8 ff.), beschreibt Zavřel die tschechoslowakische Hauptstadt Prag als eine Möchtegern-Großstadt, die trotz ihrer äußeren Größe ein muffendes Dorf geblieben ist (vgl. Zavřel 1929:10 f.). Die Prager sind kleinlich, böswillig und käuflich, wie es das Schicksal des Dramatikers Bedřich Mar, der Hauptfigur des Romans und des literarischen Inkognitos des Autors, belegt, dessen Stücke eines nach dem anderen von einer gekauften Claque „totgeschlagen“ werden (vgl. Zavřel 1929:54 f.). Mars Dichterkollegen sind allesamt neidische Stümper – das beste Beispiel hierfür ist Mars ungenannt gebliebener Vorgesetzter, ein Seelenverwandter des schlechten Dichters und Politikers Záviš aus ‚Přemysl Otakar‘ und zugleich eine Karikatur von Zavřels eigenem Vorgesetzten im Handelsministerium, dem Schriftsteller und tschechoslowakischen Handelsminister Ladislav Novák, der prahlt, für sein episches Gedicht vom weißen Elefanten den Orden vom Heiligen Affen erhalten zu haben (vgl. Zavřel 1929:104). Auf der Prager Burg schließlich sitzen keine Könige mehr, sondern Kleinbürger, die von der gekauften Presse und den gekauften Möchtegern-Künstlern zwar hochgelobt und hochgepriesen werden, für die aber Zavřel, der „Bewunderer der Halbgötter“ (vgl. URL2), nur Verachtung übrig hat. So z. B. in dem skandalösen, vor dem tschechoslowakischen Parlament diskutierten Roman ‚Fortinbras‘, in dem die positive Figur des Pavel Dan dem Gründervater der Republik Masaryk begegnet:

> „… er hörte den Namen jenes Menschen, den er bis zum Tod hasste. Er sah sich um und erblickte einige Individuen mit einem verbrecherischen Ausdruck im Gesicht, die den Großen Züchtiger umgaben. Der Große Züchtiger war im Gesicht gelbgrün wie das geborstene Mauerwerk eines Nachtlokals, unter den Augen hatte er tiefe Ringe wie eine Dirne vom Pulverturm und in dem breiten Habsburgermund hatte er einen großen Vorrat an Speicheln, mit denen er ab und zu die begeisterten Zuhörer bespritzte.“ (Zitiert nach Burget 2010:223 f.)[21]

Die Reaktionen auf Zavřels Sicht der tschechoslowakischen Realität und auf seinen Kult des Übermenschen waren kontrovers. Zu einer bevorzugten Zielscheibe von Zavřels Attacken wurde der pazifistische Schriftsteller Karel Čapek, der dem Staatspräsidenten Masaryk nahe stand und der in seiner Eigenschaft als Dramaturg des Theaters in den Weinbergen durch sein negatives Gutachten die Uraufführung des ‚Přemysl Otakar‘ in diesem Haus verhinderte (vgl. Burget 2011:433).[22]An seine spätere Frau, die Schauspielerin Olga Scheinpflugová, schrieb Čapek nach der Lektüre des ‚Přemysl Otakar‘, den ihm Zavřel mit einer persönlichen Widmung zugeschickt hatte: „Mädchen, ich habe Zavřels Přemysl durchgelesen und habe dabei vor Schrecken geschwitzt. Sogleich wurde mir schlechter. – Raus gehe ich nicht, obgleich gerade der richtige Herbst beginnt. Ich lese Ekelhaftes“ (Zitiert nach Burget 2011:433).[23] Auch Olga Scheinpflugová hielt von Zavřels menschlichen und künstlerischen Qualitäten nicht viel. In ihrer Autobiographie erinnert sie sich an den Menschen und Künstler Zavřel wie folgt:

[20] Eigene Übersetzung.
[21] Eigene Übersetzung.
[22] ‚Přemysl Otakar‘ wurde erst 1929 im Volkstheater Uranie in Prag-Holešovice uraufgeführt.
[23] Eigene Übersetzung.

> „Zavřel brachte die Dramaturgie jedes Theaters immer in Verlegenheit, wenn er ein neues Stück ankündigte. Er versuchte sein Glück, wo auch immer er konnte, ein kleiner, eingebildeter und extravaganter Verehrer Napoleons, der er auf dem Gebiet des Dramas werden wollte. Sein Dialog war den militärischen Befehlen, seine Aufbauverkürzung den Schlachtmeldungen ähnlich. Er war stolz auf seine angriffslustige Form und verachtete unaussprechlich jeden lebendigen Satz, vielleicht deswegen, weil er ihn nicht zu bilden vermochte. Jedes von seinen Stücken eignete er noch vor dessen Aufnahme zur Aufführung einem Schauspieler oder einer Schauspielerin zu, und wir waren immer mehrere, die der Einzigartigkeit seiner Vorstellung entsprachen. Er lebte ununterbrochen in einem gewissen dramatischen Rausch, in dem er von den schadenfrohen Freunden unterstützt wurde, wenn man so die Menschen nennen darf, die über ihn tagtäglich viele Anekdoten und komische Geschichten verbreiteten. Mit Verachtung setzte er sich über die Tatsache hinweg, dass seine Stücke kaum drei oder fünf Wiederholungen erfuhren, und begann gleich ein neues Stück zu planen, nachdem das letzte misslungen war. Er verehrte Nietzsche und schickte nach seinen Niederlagen an seine Bekannten ermunternde Briefe mit einem unterstrichenen Satz: ‚Über Gräber vorwärts!'"
> (Scheinpflugová 1988:128 f.)[24]

Zavřel sah die Kontroversen, die er mit seinem Werk auslöste, sehr wohl.[25] Ähnlich wie Grillparzer, der sich in der Sache des ‚König Ottokar' als Opfer von Missverständnis und Verschwörung gesehen hatte, hielt sich auch Zavřel für ein solches Opfer. Mit den Worten, mit denen er im Roman ‚Hora Venušina' das traurige Schicksal des Dramatikers Bedřich Mar und dessen Stücke beschreibt, will er zugleich sein eigenes Schicksal beschreiben:

> *Schauspieler, Regisseure, Kritiker und Publikum schlugen in seltener Einigkeit die Stücke tot, in denen sie weder den schwitzenden Spiegel ihrer dummen Gesichter noch das Milieu der Gaststätte ‚U Fleků', die Peripherie des Prager Žižkov oder die hausbackene Idylle wiederfanden, sondern ein potenziertes dramatisches Spiel, also gerade das, was aus einem Drama ein Drama macht und was den oben genannten Akteuren zuwider war, weil sie es selbst nicht besaßen.*
> (Zavřel 1929:32)[26]

Ähnlich wie Mar, dessen Überzeugung von der eigenen Genialität die eklatanten Misserfolge seiner Dramen nichts anhaben können, wollte sich Zavřel vom Theater sogar verabschieden – ein hochmütiger Schritt, den er allerdings nie ernst gemeint haben dürfte. Trotz seines bereits 1928 angekündigten „Abschieds vom Drama" (vgl. Burget 2010:228 f.) arbeitete er noch 1945 sein erstes Přemysliden-Stück ‚Boleslav Ukrutný' (Boleslav der Grausame) zu einem antideutschen Drama um, das er allen Ernstes seinem neuen „Halbgott" Stalin zueignen wollte (vgl. Burget 2011:442 und 445, Anmerkungen). Ob Zavřels trotzige Worte, mit denen er die kleine Selbstverteidigungsschrift mit dem treffenden Titel ‚Dramatik na pranýři' (Ein Dramatiker auf dem Pranger) abschließt: „Ich werde nicht kapitulieren. Ich warte ab, bis es die anderen getan haben. Sollte ich es nicht mehr erleben, so wird es mein dramatisches Werk erleben." (Zavřel 1937:6), wenigstens posthum in Erfüllung gehen werden, bleibt abzuwarten. Die vorsichtige „Wiederentdeckung" des jahrzehntelang vergessenen František Zavřel durch das Mährische Theater in Olomouc und durch den Theatermacher Ladislav Stýblo darf nicht überschätzt werden.[27] Eine Beachtung ist sie dennoch wert.

---

[24] Eigene Übersetzung.

[25] Kurios wirkt vor allem die Ablehnung einer Wiederaufnahme von Zavřels ‚Přemysl Otakar' durch die Zensurbehörden des Protektorats Böhmen und Mähren, in dem der Masaryk- und Beneš-Kritiker Zavřel endlich zu reüssieren hoffte. Die Zensur begründete ihre Entscheidung mit der Sorge um die „öffentliche Ruhe und Ordnung", die „unter den aktuellen Umständen" durch die Darstellung der „mittelalterlichen, macht-dynastischen Kämpfe in Mitteleuropa" hätten gefährdet werden können (vgl. Burget 2011:443, Anmerkungen). Eine Erinnerung an die ähnlich motivierten Zensurmaßnahmen, denen die Ottokar-Stücke einschließlich des ‚König Ottokar' von Grillparzer in der alten Habsburger Monarchie ausgesetzt gewesen waren, zwingt sich in diesem Kontext geradezu auf.

[26] Eigene Übersetzung.

[27] Um eine teilweise Wiederbelebung von Zavřels dramatischem Werk hat sich nach der Wende das Mährische Theater in Olomouc verdient gemacht, das sein Wallenstein-Drama aufgeführt hat. Den Menschen Zavřel der Vergessenheit zu entreißen, hat Ladislav Stýblo mit der Dramatisierung von Zavřels Autobiographie versucht, die nach der Wende von dem Theater Čára in Brno uraufgeführt wurde (vgl. URL2).

4. Zusammenfassung

Das Trauerspiel ‚König Ottokars Glück und Ende‘ des österreichischen Dichters Franz Grillparzer und die Tragödie ‚Král Přemysl Otakar Druhý‘ des tschechischen Schriftstellers František Zavřel scheinen hinsichtlich ihrer literaturhistorischen Bedeutung, ihrer Form und ihres Inhalts zwei grundverschiedene Werke zu sein. Auf der einen Seite ein „kanonisiertes“, regelmäßig aufgeführtes Stück, das als Demontage des „klassischen“ Heldenmythos gelesen werden kann (vgl. Škreb 1976:147 sowie Doppler 1990:35 f.). Auf der anderen Seite ein vergessenes Stück von einem heute so gut wie vergessenen Autor, in dem der durch Verrat verursachte Untergang eines „Halbgotts“ gezeigt wird. Über die Figur König Přemysl Otakars II. hinaus scheinen diese zwei Dramen nichts zu haben, was deren Nebeneinanderstellung rechtfertigen würde. Ihre Rezeptionsgeschichte macht dies jedoch möglich. Sowohl Grillparzer als auch Zavřel lösten mit ihren Přemysl-Otakar-Stücken in der tschechischen Umgebung heftige Kontroversen aus, wobei die Worte der Ablehnung durchaus vergleichbar waren („Hirngespinst“ bei ‚König Ottokar‘, „Ekelhaftes“ bei ‚Přemysl Otakar‘).

Bei Grillparzer wurden neben der angeblichen „Idolatrie der Hofburg“ (vgl. oben) vor allem die Demütigung der Prager Bürger durch den König und die Beleidigung der Tschechen durch die Königin kontrovers diskutiert. Hierbei ist zu beachten, dass diese Diskussion teilweise auf einem Missverständnis beruhte. Wenn man Grillparzers Seitenhiebe gegen die Föderalisierung und Sonderrechte fordernden Tschechen, die vor allem in seinen Epigrammen zu finden sind (vgl. Měšťan 1995:142 f.), außer Acht lässt, die wiederholt in Frage gestellte, wenn auch durch einige Bemerkungen des Autors scheinbar unterstützte Lesart des ‚König Ottokar‘ als eines „patriotischen Festspiels“ (vgl. Doppler 1990:30) aufgibt und Grillparzers Bemerkung zu dem Schriftsteller Ludwig August Frankl ernst nimmt: man müsse die menschlichen Gefühle im Drama zur Hauptsache machen (vgl. Škreb 1976:85), entdeckt man im ‚König Ottokar‘ ein psychologisches Drama, in dem jede Szene einen Schritt auf dem Weg zur menschlichen und politischen Demontage der Hauptfigur (Ottokar) und teilweise auch deren Umgebung (Kunigunde, Zawisch) darstellt (vgl. Steinhagen 1970:465 f.).[28] Die demütigende Behandlung der Prager Bürger durch Ottokar und die antitschechischen Invektiven der Königin Kunigunde sind dann nicht als Ausdruck von Grillparzers eventuellen Antipathien gegen die Tschechen zu deuten, sondern als Bloßstellung eines moralisch defekten Machtmenschen, der „die Umwelt zum bloßen Mittel seiner ehrgeizigen Zwecke erniedrigen zu können glaubt“ (Steinhagen 1970:465), und einer medeahaften Barbarin, die erst durch die demütigende Niederlage ihrer Heimat – als deren Metonymie sie betrachtet werden kann (vgl. Prutti 2013:328 f.) – an den Prager Hof kommt, „von wo sie sich vergeblich nach Hause zurücksehnt“ (Prutti 2013:329). Dass die tschechischen Patrioten, die darüber hinaus durch die als eine „üble Nachrede“ verstandene Darstellung Přemysl Otakars II. provoziert wurden (vgl. Měšťan 1995:140), die dramaturgische Funktion der angeblich antitschechischen Szenen übersahen, verwundert weniger, wenn man sich die Reaktion des Wiener Premierenpublikums ins Gedächtnis ruft, das in Grillparzers Stück vor allem ein aus „patriotischem Eifer“ geschriebenes „historisches Nationaldrama“ sehen wollte (vgl. Schicho 2008:17 f. und Škreb 1976:86).[29]

Auch Zavřel stieß mit seinem ‚Král Otakar‘ auf Ablehnung. Anders als Grillparzer ging es ihm nicht um die „Entheroisierung des Kriegshelden“ (vgl. Doppler 1990:36), sondern um dessen

[28] Brigitte Prutti weist in ihrer Studie auf die Tatsache hin, dass sich Zawisch im fünften Aufzug „in Kunigundes Schlepptau“ befindet, und nennt ihn einen „Schlappschwanz“ (vgl. Prutti 2013:329 f.). Wenn man folglich von diesem Hinweis ausgeht, entdeckt man in Grillparzers ‚König Ottokar‘ neben der „großen“ Demontage eines „klassischen“ Helden auch eine „kleine“ Demontage dessen „klassischen“ Gegenspielers.

[29] Interessant ist in diesem Kontext der Hinweis Antonín Měšťans auf die Inszenierungen des ‚König Ottokar‘ anlässlich des Grillparzer-Jubiläums von 1941, vor allem auf die Inszenierung Hans Schallas, die am Berliner Staatstheater gegeben wurde. Das Publikum (miss-) verstand diese Inszenierung als eine „Verherrlichung des Reichsgedankens“, was nach der Ansicht Měšťans für die tschechische Grillparzer-Rezeption verheerende Folgen hatte: „Dem tschechischen Publikum wurde Grillparzers König Ottokar während der Nazi-Okkupation endgültig verhasst […]. Gerade der Reichsgedanke – im Sinne des Dritten Reiches und des sogenannten Protektorats Böhmen und Mähren – war […] den Tschechen äußerst verhasst“ (Měšťan 1995:138; vgl. auch Kindermann 1972:339).

Stilisierung zu einem Halbgott, der nicht an der fast krankhaften Selbstüberschätzung und der krassen Verkennung der von ihm gedemütigten Umgebung scheitert, sondern an der fatalen Kleinlichkeit seiner provinziellen Untertanen, für die er zu groß geworden ist. Gerade die Darstellung der Tschechen als einer Masse von kleinlichen Provinzlern – in einem Stück über den Untergang eines großen Einzelnen fast eine dramaturgische Notwendigkeit – muss den größten Unmut hervorgerufen haben. Der Fluch, den die Fürstin Anežka dem „kleinen" und „verräterischen" Böhmen entgegen schleudert, das in metonymischer Übertragung für diese Masse von kleinlichen Provinzlern steht, ist stark – viel stärker noch als die kontroversen Passagen bei Grillparzer – autobiographisch gefärbt und bringt den gesamten Frust eines Schriftstellers zum Ausdruck, der gern ein literarischer Napoleon geworden wäre und der sich unverstanden und durch eine Verschwörung der Mittelmäßigen an den Rand gedrängt fühlte. In Hinblick auf Zavřels Gesamtwerk ist allerdings zu bemerken, dass Zavřel die tschechische Nation nicht pauschal verurteilt. In seinen Epigrammen, die er 1933, also vier Jahre nach der Uraufführung des ‚Přemysl Otakar' anonym veröffentlichte, spricht er über Böhmen als über ein „armes Land der Helden und Recken", dass sich mit unverständlichem Gleichmut von „zwei kalten, handwerklichen Kassendieben", mit denen er den Staatspräsidenten Masaryk und den Außenminister Beneš meint, „ins Gesicht spucken" lässt (vgl. Burget 2011:436). Und als er sich in seiner 1942 veröffentlichten Autobiographie an seinen Geburtsort und die mit seiner Jugend verbundenen Orte erinnert, spricht er über ein „hartes, nicht vergiftetes Volk" und über die „fabelhaften Menschen voller Humor und gutem Willen", mit denen er und seine Familie nie in Konflikt geraten sind (vgl. Zavřel 1942:7 f. und 11). Verachtung spricht erst aus jenen Zeilen, in denen von dem „Prager Dschungel" die Rede ist, „in dem alle Dramatiker vor mir kläglich zugrunde gegangen sind" (Zavřel 1942:9, eigene Übersetzung). Zavřels Kritik galt in erster Linie der tschechoslowakischen Hauptstadt, die von ihm nichts wissen wollte, den Kritikern, von denen er sich verkannt fühlte, und dem politischen Regime, dessen bekannteste Repräsentanten wie Masaryk, Beneš oder Karel Čapek er von der Welt getilgt wissen wollte und über dessen Ende er sich 1938 aufrichtig freute (vgl. Burget 2011:438 und 439). In diesem Sinne ist auch der Fluch über Böhmen zu verstehen, den Zavřel im ‚Přemysl Otakar' formuliert hat. Folglich kann dieses Stück nicht so sehr als antitschechisch, sondern viel mehr als antimasarykisch gedeutet werden, wenn man den Namen des ersten Staatspräsidenten metonymisch für die Erste Tschechoslowakische Republik benutzt. Die Frage, ob sich Karel Čapek, der in seinem Brief an Olga Scheinpflugová über Zavřels ‚Přemysl Otakar' als über „Ekelhaftes" sprach (vgl. oben), mehr als Tscheche oder als Freund des Präsidenten Masaryk und einer der bekanntesten geistigen Repräsentanten der Ersten Tschechoslowakischen Republik provoziert bzw. beleidigt fühlte, muss offen bleiben.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur:

Grillparzer, Franz (1986): König Ottokars Glück und Ende. In: Bachmaier, Helmut (Hrsg.): *Werke in sechs Bänden. Bd. 2. (Dramen, 1817–1828)*. Frankfurt am Main, S. 391–510 und 830–881.

Grillparzer, Franz (2009): *Ein Bruderzwist in Habsburg. Trauerspiel in fünf Aufzügen*. Stuttgart.

Zavřel, František (1921): *Král Přemysl Otakar Druhý. Tragoedie ve třech dějstvích*. Praha.

Zavřel, František (1929): *Hora Venušina. Román*. Praha.

Zavřel, František (1937): *Dramatik na pranýři*. Praha.

Zavřel, František (1942): *Za* živa *pohřben. Vlastní* životopis. Praha.

Internetquellen:

URL 1: Grillparzer, Franz (1965): *Selbstbiographie*. In: Frank, Peter (Hrsg.): *Sämtliche Werke. Bd. 4. (Selbstbiographien, autobiographische Notizen, Erinnerungen, Tagebücher, Briefe, Zeugnisse und Gespräche in Auswahl)*. München, S. 20–179. http://www.zeno.org/Literatur/M/Grillparzer,+Franz/Autobiographisches/Selbstbiographie [31. 7. 2013].

URL 2: Pavlovský, Petr (2012): Obdivovatel polobohů František Zavřel. In: *DN divadelní noviny.* http://www.divadelni-noviny.cz/obdivovatel-polobohu-frantisek-zavrel [20. 4. 2013].

URL 3: Schicho, Deike (2008): *Der „habsburgische Mythos“ in ausgewählten Werken Franz Grillparzers. Abschlussarbeit zur Erlangung der Magistra Artium im Fachbereich 10 – Neuere Philologien der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Institut für Deutsche Sprache und Literatur I.* http://core.kmi.open.ac.uk/download/pdf/14506162.pdf [19. 5. 2014].

Sekundärliteratur:

Burget, Eduard (2010): Nejen protektorátní léta Františka Zavřela. In: Magincová, Dagmar (Hrsg.): *Protektorát v sociokulturních souvislostech [elektronický zdroj]: sborník příspěvků mezioborové konference pořádané Pedagogickou fakultou a Filozofickou fakultou Univerzity Hradec Králové 20.* října *2009*. Hradec Králové, S. 217–242.

Burget, Eduard (2011): Praha načichlá Chelčickým. Příběh Františka Zavřela v politických souvislostech. In: Novotný, Robert/Šámal, Petr (Hrsg.): *Zrození mýtu: Dva* životy *husitské epochy*. Praha; Litomyšl, S. 431–445.

Cysarz, Herbert (1972): Grillparzer und die böhmischen Länder. In: *Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum 13*. München; Wien, S. 253–275.

Doppler, Alfred (1990): *Geschichte im Spiegel der Literatur. Aufsätze zur österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Innsbruck.

Frieberger, Kurt (1966): Grillparzer und die Völker des Donauraumes. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft,* 3. Folge. Bd. 5. Wien, S. 45–56.

Glossy, Karl (1899): Zur Geschichte des Trauerspieles: „König Ottokars Glück und Ende“. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 9*. Wien, S. 213–247.

Haider-Pregler, Hilde (1994): „König Ottokars Glück und Ende“ – Ein „Nationales Festspiel“ für Österreichs „Nationaltheater“? Die Burgtheater-Inszenierungen von Grillparzers Trauerspiel im 20. Jahrhundert. In: Haider-Pregler, Hilde/Deutsch-Schreiner, Evelyn (Hrsg.): *„Stichwort Grillparzer“*. Wien; Köln; Weimar, S. 195–222.

Hofman, Alois (1967): Franz Grillparzer im tschechischen Geistesleben. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, 3. Folge. Bd. 7.* Wien, S. 11–27.

Hofman, Alois (1972): Die tschechische Rezeption Franz Grillparzers im 20. Jahrhundert. In: Kindermann, Heinz (Hrsg.): *Das Grillparzer-Bild des 20. Jahrhunderts. Festschrift der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zum 100. Todestag von Franz Grillparzer*. Wien; Köln; Graz, S. 225–244.

Kindermann, Heinz (1972): Profilwandel der Grillparzer-Aufführungen im 20. Jahrhundert. In: Kindermann, Heinz (Hrsg.): *Das Grillparzer-Bild des 20. Jahrhunderts. Festschrift der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zum 100. Todestag von Franz Grillparzer*. Wien; Köln; Graz, S. 311–362.

Klecker, Elisabeth (2006): König Ottokars Glück und Ende in lateinischer Sprache. Nicolaus Vernulaeus: Ottocarus Bohemiae Rex. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft,* 3. Folge. Bd. 21. Wien, S. 65–107.

Kraus, Arnošt (1999): *Alte Geschichte Böhmens in der deutschen Literatur*. St. Ingbert.

Měšťan, Antonín (1995): Grillparzer, Böhmen und die Tschechen. In: Strelka, Peter Joseph (Hrsg.): *Für all, was Menschen je erfahren, ein Bild, ein Wort und auch das Ziel. Beiträge zu Grillparzers Werk*. Bern; Berlin; Frankfurt am Main; New York; Paris; Wien, S. 137–150.

Mikoletzky, Lorenz (1992): Franz Grillparzer und (die) Böhmen. In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft*, 3. Folge. Bd. 18. Wien, S. 317–328.

Pichl, Robert (1994): Das antinationalistische Programm in Grillparzers Dramenwerk. In: Haider-Pregler, Hilde/Deutsch-Schreiner, Evelyn (Hrsg.): *„Stichwort Grillparzer“*. Wien; Köln; Weimar, S. 77–86.

Pörnbacher, Karl (1969): *Franz Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende“. Erläuterungen und Dokumente*. Stuttgart.

Prutti, Brigitte (2013): *Grillparzers Welttheater: Modernität und Tradition*. Bielefeld.

Reckzeh, Gerhart (1929): *Grillparzer und die Slaven*. Weimar.

Scheinpflugová, Olga (1988): *Byla jsem na světě*. Praha.

Staiger, Emil (1991): Grillparzer. König Ottokars Glück und Ende. In: Bachmaier, Helmut (Hrsg.): *Franz Grillparzer*. Frankfurt am Main, S. 69–87.

Steinbrucker, Bruno Friedrich (1969): Grillparzer in Böhmen und Mähren. In: *Sudetenland. Vierteljahresschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und Volkstum 11 (Heft 1)*. Nürnberg, S. 9–16.

Steinhagen, Harald (1970): Grillparzers „König Ottokar“. Drama, Geschichte und Zeitgeschichte. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 14*. Stuttgart, S. 456–487.

Škreb, Zdenko (1976): *Grillparzer. Eine Einführung in das dramatische Werk*. Kronberg.

Deutschmährische Literatur. In: GERMANOSLAVICA. Zeitschrift für germano-slawische Studien 2013/2. 123 S. ISSN 1210-9029.

Die Zeitschrift für germano-slawische Studien ‚Germanoslavica' knüpft an die seit dem Jahr 2007 eingeführte Tradition an, und ihre im Jahre 2013 herausgegebene Nummer 2 ist als ein Themenheft konzipiert. In den einzelnen Heftbeiträgen werden die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung der Arbeitsstelle für deutsch-mährische Literatur in Olmütz präsentiert, der wissenschaftlichen Institution, die einen untrennbaren Teil des Instituts für Germanistik an der Philosophischen Fakultät der Palacký-Universität in Olmütz bildet. Diese Arbeitsstelle baut ihr fachliches Renommee auf der Forschung der deutschsprachigen Literatur und Kultur in Mähren, die der wissenschaftlichen Arbeit nach als eigenartig geschätzt werden sollten. Diese Einzigartigkeit ergibt sich einerseits aus der Herkunft ihrer Verfassern, „die Mähren genealogisch und geographisch als ihre angestammte Heimat betrachteten" (S. 1), anderseits aus dem hohen künstlerischen, ästhetischen und literarischen Niveau der Werke, das die wissenschaftlichen Mitarbeiter in ihren Studien beweisen, auch wenn diese Werke „nicht zum Kanon der tschechischen Nationalliteratur und auch nicht zum Kanon der österreichischen oder deutschen Literatur gerechnet [werden]" (S.1). Die im Heft publizierten Studien präsentieren nicht nur das breite Spektrum der Forschungsthemen, sondern sie deuten auch an, dass die Themenquelle für die weiteren wissenschaftlichen Entdeckungen im Gebiet der deutsch-mährischen Literatur und Kultur als bodenlos scheint und bei Weitem noch nicht ausgeschöpft wurde.

Die monothematisch ausgerichtete Zeitschrift eröffnet der Einleitungsbeitrag ‚Gegen den Strich lesen: Moses bei Schiller, Goethe und Reckendorf', in dem die Autorin Ingeborg Fiala-Fürst die Auffassung der biblischen Moses-Gestalt bei den Klassikern Schiller und Goethe mit der Auffassung des jüdischen Gelehrten, Hochschullehrers und Schriftstellers aus Iglau Herrmann Reckendorf vergleicht. Im Rahmen des interdisziplinären Moses-Diskurses analysiert sie sukzessiv Schillers Aufsatz ‚Die Sendung Moses' (1780) und den zeitgleichen Text Goethes ‚Israel in der Wüste' (1797), um zu beweisen, dass die beiden Autoren in der Ansicht zur Moses-Figur nicht ihrem der Zeit entsprechenden Denkeinklang untreu werden. In Widerspiegelung der Texte der beiden Koryphäen der deutschsprachigen Literatur bietet Reckendorf in seinem Text ‚Das Leben Mosis' (1868) zwar keine gellenden und innovatorischen Erkenntnisse, aber im Zusammenhang mit der didaktischen Absicht und geographischen Beschränkung ist es nicht möglich, diesem mährisch deutscher Literatur Vertreter die Zugehörigkeit zum Moses-Diskurs zu verweigern.

Die Mährenverwandtschaft verbindet den Reckendorf mit einem anderen Landsmann, und zwar mit dem Brünner Unternehmer und Gelehrten Viktor Bauer. Milan Horňáček geht in seinem Text ‚Zentraleuropa als ‚lebendiger Organismus'. Viktor Bauers Zivilisationskritik im Kontext der Mitteleuropa-Konzeptionen der Zwischenkriegszeit' von den theoretischen Erwägungen zur Mitteleuropa-Konzeption aus und fokussiert auf ihre Rezeption in der ČSR. Er erwähnt die skeptische Aufnahme der Mitteleuropa-Konzeption-Idee von der Seite der damaligen politischen Repräsentation und Intellektuellen. Seine Aufmerksamkeit widmet er vor allem Bauers Studie ‚Zentraleuropa. Ein lebendiger Organismus' (1936) in welcher ihr Autor die mögliche Zusammenarbeit nur auf dem Feld der Wirtschaft sieht, wobei er die kulturelle Frage an den Rand stellt. Horňáček unterzieht die Studie einer Analyse und legt seine bisherige positive Aufnahme in den fachlichen Kreisen dar. Er macht auf die rassistischen Erwägungen und auf die Problematik der Rassenmischung aufmerksam und enthüllt das Werk als veraltetes traditionelles Übererzählen mit verstaubten Bildern der zivilisatorischen Aufgabe der Deutschen in Ost und Mitteleuropa. Obwohl Bauer elitären Ansichten von der Anordnung Europas vertrat, erwähnt der Autor des Textes trotzdem auch die Andeutungen der positiven Gesinnung und als Beispiel erwähnt er die Kritik des überspannten Nationalismus.

Die drei Exponenten, deren Briefwechsel den Ausgangspunkt für die Verfasserin der Studie ‚Píšu Ti sice málo, ale často na Tebe myslím'. Zur Korrespondenz von Hugo (sowie Bibi) Haas und Friedrich Torberg' bildete, sind freisinnige Landstreicher ohne Vorurteile, welche das totalitäre nazistische Regime von der Heimatscholle vertrieb. Die 37 bisher unveröffentlichten Briefe, Postkarten und Telegramme des Ehepaars Haas an Friedrich Torberg, die sich in der österreichischen Nationalbibliothek befinden, sind dafür ein Beweis. Aus dem Briefwechsel, der sich von Januar 1940 bis Januar 1962 entwickelte, kann man den Peripetien des schriftlichen Kontakts der Künstler folgen. Katja Kernjak recherchiert die in den Jahren 1941–1945 im amerikanischen Exil geschriebenen Briefe, und am Beispiel der treffend eingeführten Briefzitate belegt sie den unverbrüchlichen Optimismus der Korrespondenten. Obwohl sie ihre Briefe in der dunklen Zeit, voll von existenziellen Sorgen schrieben, verlieren sie ihr Humor nicht, die Grundeigenschaft, die ihnen die Kriegsgräuel überleben hilft.

Die Theaterwelt, aber in ganz anderem Kontext, ist ein Thema des Textes ‚Intrakulturelle Verwerfungen in der Provinz. Theater- und Vereinsleben in Mährisch-Schönberg'. Sein Autor Jörg Krappmann

geht von den theoretischen Erwägungen über die engen Zusammenhänge zwischen intrakulturellen Beziehungen und interkulturellen Zusammenhängen aus, um diese dann, am konkreten Beispiel der Entwicklung des hochkomplexen Kultursystems in der sich industriell schnell entwickelten Kleinstadt Mährisch-Schönberg, zu dokumentieren. Er beweist, dass nicht nur die Rampen der Großstadt für das kulturelle Leben bestimmend sind, sondern auch dank der sozialen und kulturellen Kooperation aller Bürger im Alltagsleben kann in einer mährischen Kleinstadt am Ende des 19. Jahrhunderts reges Theater- und Vereinsleben organisiert werden. Seine Studie schließt er mit der Begründung der Ursachen und Folgen, die zur Inhibition aller Gebiete des gesellschaftlichen Lebens der Stadt mündeten.

Aber auch dem Beitrag Marie Krappmanns ‚Zwischen Herd und Wissenschaft, zwischen Skalpell und Betstuhl: Rezeption gesellschaftlich relevanter Diskurse in den ersten zwei Dekaden des 20. Jahrhunderts in drei Dramen mährischer Autoren' ist der Theaterwelt nicht ganz fern. Mit der raschen wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftsbezogenen Entwicklung in den ersten zwei Dekaden des 20. Jahrhunderts kommt es u. a. auch zum Wandel des Frauenbildes, der sich vor dem historischen Hintergrund der österreichisch-ungarischen Monarchie verwirklicht. Diese Tatsache ist auch in den Dramen der Autoren mit mährischen Wurzeln wie z. B. Ernst Lohwag, Hans Müller, Karl Hans Strobl nicht zu übersehen. Am Beispiel der ausgewählten Dramen der mährischen Autoren und ihrer Analysen kommt Krappmann zu den Schlussfolgerungen, welche die Widerspiegelung der gesellschaftlichen und sozialen Themen der Entstehungszeit genauso wie die Themen der Emanzipation und Gleichberechtigung der Frau in Bildung und Wirtschaft beweisen. Zwar heikle Themen der Zeit, aber von den „regionalen Autoren" auf die Gunst des Publikums orientiert.

In den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts entwickelt sich in den künstlerischen Kreisen nicht nur die Moderne, sondern auch der Naturalismus, zu dessen bekanntesten Vertretern Arno Holz gehört. Mit der Rezeption seines Werkes befasst sich in ihrem Text ‚Mittelachsenlyrik. Die Rezeption von Arno Holz in Böhmen und Mähren' Alžběta Peštová. Ihren Text eröffnet sie mit einem Gedichtbeispiel aus der Sammlung ‚Empfindsames Notierbüchlein' des Brünner Schriftstellers Eugen Schick, welche die Gedichte der mährischen Autoren beinhaltet, die stark von der Holzschen Mittelachsenlyrik inspiriert wurden. Obwohl Holz mit seinem Werk wesentlich die Literatur am Anfang des 20. Jahrhunderts beeinflusste, wurde nachfolgend seiner Lyrik ungenügende Aufmerksamkeit gewidmet. Peštová stellt die mährischen Autoren u. a. Karl Hans Strobl, Eugen Schick und ihre vom Holzschen Gedicht ‚Phantasus' inspirierten Werke dar. An den passend ausgewählten Beispielen demonstriert sie, wieweit die mährischen Autoren von ihrem literarischen Vorbild beeinflusst waren, aber auch das unterschiedliche Rezeptionsmaß bei einzelnen Dichtern. Mit ihrem Text widerspricht sie auch der eingeführten Tradition, dass die deutsch-mährische Literatur ausschließlich an der österreichischen Literatur orientiert war.

Karsten Rinas fängt seine Studie ‚Zur kulturhistorischen Einordnung von Mechtilde Lichnovskys Sprachkritik' mit einer theoretischen Einleitung an. Er definiert treffend den Begriff Sprachkritik, den er weiter in zwei Richtungen teilt; in die philosophische Sprachkritik und in die praktisch orientierte Sprachkritik bzw. Sprachpflege. Im Rahmen der zweiten Richtung konkretisiert er dann die systematische Darstellung und Glossensammlungen. Rinas sieht Lichnovsky als die Vertreterin der beiden Richtungen, und am konkreten Beispiel des Werkes ‚Worte über Wörter' belegt er seine These, wobei er das analysierte Buch als sprachkritische Glossensammlung bestimmt. Vor dem Hintergrund und in der Konfrontation mit anderen Literaturtheoretikern kann man, seiner Meinung nach, Lichnovskys Sprachkritik nicht als ganz gelungen deklarieren, trotzdem ist es nötig, diese manchmal vergessene Literatin neu zu entdecken und ihre künstlerischen Verdienste zu proklamieren.

Der Schriftsteller Emanuel Hans Sax, dessen mährische Wurzeln ihn zu Plejaden der deutsch-mährischen Autoren vorausbestimmen. Er entfaltete seine dichterische Karriere nach Peripetien der amtlichen Langweile in Berlin, leider tuberkulosekrank, erst im Kurort Merano. Hier entstand auch sein Werk ‚Franzl im Occupationsgebiet' – Anmerkungen zu Bosnien-Herzegovina aus der Sicht eines ‚mährischen Schriftstellers', das Sabine Voda Eschgfäller in ihrer Analyse interpretiert. Während seiner langfristigen Kur lernte Sax Lokalkolorit und Realien aus der Meraner Umgebung kennen, was sich auch im Buch widerspiegelt. Er schickt einen Kaiserjäger an die Grenze zwischen Montenegro und Bosnien-Herzegovina. Die Trennung des Jägers vom Heimatort und dem liebenden Mädchen mündet im lyrischen Text in die Entwurzelungs-, Entfremdungs- und Einsamkeitsgefühle, begleitet vom Zweifel an Sinn der Mission. Sein Patriotismus verwandelt sich in Lob der alpenländischen Heimat, in konkrete Sehnsucht nach Merano. Voda Eschgfäller richtet ihre Aufmerksamkeit auf die lyrischen Schilderungen, in denen der Hauptheld durch die dunkle Landschaft schweift, wo kein lebendes Wesen erscheint und wo eine pessimistische Stimmung herrscht.

Die Zeitschrift schließt die kurze Zusammenfassung, in der die Historie und die bisherigen Forschungsergebnisse der Arbeitsstelle für deutsch-mährische Literatur in Olmütz präsentiert sind.

Obwohl nur kurz, bestätigt sie trotzdem stichhaltig die verdienstvolle wissenschaftliche Tätigkeit im Rahmen der germanistischen Forschung.

Irena ŠEBESTOVÁ

Šichová, Kateřina (2013): Mit Händen und Füßen reden. Verbale Phraseme im deutsch-tschechischen Vergleich. Tübingen: Julius Groos Verlag. 435 S. (Deutsch im Kontrast, Band 27). ISBN 978-3-87276-892-6.

Die hier vorgestellte Monographie erweitert die kurze Reihe der Arbeiten zur kontrastiven deutsch-tschechischen Phraseologie, die hauptsächlich für die Auslandsgermanisten ein spannendes Feld der Untersuchung darstellt.

Das Objekt der Untersuchung ist nicht nur formal, sondern auch lexikalisch-semantisch begrenzt – es handelt sich um verbale Phraseme, die zumindest einen Somatismus beinhalten, wobei Somatismus von der Autorin im breiteren Sinne als „ein Substantiv […], das einen Teil (d. h. auch ein Organ oder eine Flüssigkeit) des menschlichen oder tierischen Körpers bezeichnet" (Šichová 2013:41) verstanden wird. Außer der Erläuterung des Terminus Somatismus, erscheint im theoretischen Teil der Arbeit eine auf das notwendige Minimum beschränkte Übersicht der deutschen und tschechischen Phraseologieforschung. Es werden die Begriffe Phrasem (bzw. Verbalphrasem) beschrieben und klassifiziert. Bei den Termini richtet sich die Autorin nach der Auffassung von Filipec/Čermák (1985:177) und Burger (1982:1 bzw. 2003:32), bei Verbalphrasem nach Čermák (1994b:598). Die Darstellung von Hauptmerkmalen des Phrasems, v. a. der Stabilität, kann vielleicht unnötig ausführlich erscheinen, die Kriterien werden jedoch neu in Hinsicht auf das Sprachenpaar Deutsch-Tschechisch vorgestellt. Es wird z. B. die Spezifik der Aspektbildung im Tschechischen hervorgehoben. und sind mit Beispielen aus dem Korpus versehen.

Im an die theoretische Einleitung anknüpfenden Kapitel wird das phraseologische Korpus ausführlich beschrieben. In der Charakteristik erfährt man, dass die Untersuchung auf die geschriebene Sprache gerichtet ist und dass zur Erstellung des Korpus mehrere Quellen kombiniert verwendet wurden: Introspektion im Falle des Tschechischen, Wörterbücher, Sprachkorpora, Internet, Beratung mit Muttersprachler und Fachliteratur. Die Daten wurden nicht nur aus phraseologischen Wörterbüchern (DUDEN 11 (1998, 2008), dem Wörterbuch ‚Deutsche Idiomatik' von Schemann (1993, 2011) und auch dem schon aus dem Jahre 1976 stammenden Wörterbuch von Friedrich) gewonnen, sondern auch in allgemeinen Wörterbüchern überprüft. Die gewonnenen Daten wurden weiter in Sprachkorpora des Systems COSMAS II und im Internet als Repräsentanten der simulierten gesprochenen Sprache verifiziert. Eine Menge von fast 1000 Phrasemen wurde dann mit Hilfe einer Gewährspersonenbefragung aussortiert. Es ist zu betonen, dass die Auswahl der Gewährspersonen heterogen war und die Struktur des Fragebogens sehr gut durchdacht war, damit die Ergebnisse möglichst wenig verzerrt sind.

Im Korpus von 500 sorgfältig ausgewählten deutschen Phrasemen erscheinen – wie schon oben erwähnt – auch tierische Körperteile wie Horn oder Schwanz und sogar Substantive, die „eng mit dem Körper verbunden" (Šichová 2013:188) sind, wie Schoß und Faust. Aus dem Korpus wurden jedoch veraltete, gehobene, gruppenspezifische und auch vulgäre Phraseme ausgesondert. Obwohl die notwendige Einschränkung des Korpus verständlich ist, wäre der Vergleich einiger erwähnter stilistischer Gruppen bzw. ihrer gebräuchlichen Vertreter bestimmt sehr interessant.

Auf ähnliche Art und Weise wurde auch das tschechische phraseologische Korpus gebildet. Es wurde das umfangreichste tschechische Wörterbuch der Phraseologie und Idiomatik von Čermák et al. (1994), das tschechische Lexikon der Körperteile in der tschechischen Phraseologie von Mrhačová und allgemeine Wörterbücher benutzt und unter anderem wurde im Verlauf der Untersuchung auch das neu erschienene Wörterbuch der deutsch-tschechischen Phraseologie von Heřman/Blažejová/Goldhahn (2010) berücksichtigt. Im Falle des phraseologischen Wörterbuchs von Čermák et al. sollte die neueste Ausgabe aus dem Jahre 2009 herangezogen werden, da sie auch die Einträge mit zub enthält, die in den früheren Ausgabe fehlten (s. Šichová 2013:76). Das 755 Phraseme umfassende Korpus wurde dann anhand der Analyse in Sprachkorpora und im Internet und anhand der Umfrage auf 375 reduziert.

Bei der Zusammenstellung des phraseologischen Korpus sind Fragen zur Darstellung von Phrasemen in (sowohl phraseologischen, als auch allgemeinen) Wörterbüchern aufgetaucht. Deswegen widmet die Autorin ein Unterkapitel der phraseographischen Analyse, die interessante Beispiele und Ergebnisse liefert. Am Anfang des Kapitels hätte die Beschreibung der Untersuchungsmethode stehen sollen, wo auch hätte erwähnt werden sollen, ob alle für die Zusammenstellung des Korpus genutzte Wörterbücher oder nur einige ausgewählte analysiert wurden und inwiefern die Sprachkorpora und Gewährspersonen herangezogen wurden.

Da für die Verfasserin des Glossars von Phrasemen (mehr dazu s. unten) eine wichtige Rolle die Kollokabilität der Phraseme spielt, wird sie gleich in

zwei Kapiteln behandelt. Zuerst wird sie im Licht der Beschreibung einzelner Komponenten der Phraseme (Kap. 4.3) angedeutet. In diesem Kapitel wird jedoch die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Darstellung von Verben und Substantiven, die die entscheidenden Komponenten der festen Verbindungen im Korpus sind, gewidmet. In der Arbeit wird eine Liste aller Somatismen, die im Korpus der Phraseme noch vor dem Aussortieren vorkommen, präsentiert (Die später ausgegliederten Somatismen hätten irgendwie graphisch gekennzeichnet werden können.). Diese Liste wird mit Ergebnissen verschiedener phraseologischer Untersuchungen im Tschechischen, Deutschen, aber auch anderen Sprachen verglichen. Der Leser erfährt z. B., dass einige Organe bzw. Körperteile, die in der deutschen Phraseologie auftreten, für die tschechische nicht üblich sind (z. B. Leber [játra]) und umgekehrt (z. B. brada [Kinn]).

Die ausgewählten Phraseme werden im Kapitel 4.4 aus der Sicht der Syntax und Semantik untersucht. Die Autorin beschäftigt sich mit der Kombination der Komponenten, mit der sowohl quantitativen als auch qualitativen Varianz der Phraseme, mit der Synonymie, Polysemie, Homonymie und last but not least auch mit der Valenz und schon erwähnten Kollokabilität der festen Wendungen. Sie erklärt an konkreten Beispielen, wie wichtig es ist, sich bei der Gegenüberstellung der Bedeutungen von Phrasemen einzelner Sprachen mit dem Aspekt zu befassen. Mit Hilfe der Analysen in Sprachkorpora in Hinsicht auf die Kollokabilität, kann die Bedeutungsparaphrase präziser werden und dadurch wird bei einem Nicht-Muttersprachler eine Verwendung des Phrasems im falschen Kontext vermieden.

Die vorgelegte Arbeit setzt sich zwei Ziele, ein deutsch-tschechisches Glossar der oben beschriebenen Phraseme zu erstellen und die dort aufgelisteten Phraseme aus der Sicht der Äquivalenz auszuwerten. Auf der Basis von schon bestehenden Klassifikationen der Äquivalenzstufen (s. Henschel 1993, Földes 1996, Krohn 1994) und unter eigener Invention hat die Autorin dazu ein neues Modell der Äquivalenz von Phrasemen entwickelt. Bei der Bestimmung der Äquivalenz wurde sowohl die inhaltliche als auch die formale Seite der Phraseme in Betracht gezogen. Das präsentierte Äquivalenz-Raster beschreibt drei Typen der Äquivalenz – die Phraseme mit einer phraseologischen Entsprechung, ohne phras. Entsprechung und sog. Schein-Äquivalenz. Die umfangreichste Gruppe gliedert die Autorin in drei Klassen – „vollständige" Äquivalenz, partielle Äquivalenz und Funktionale Bedeutungsäquivalenz –, wobei die Klasse der partiellen Äquivalenz noch in vier Subklassen eingeteilt wird je nachdem, ob die Unterschiede in den Phrasempaaren die Bedeutung, Struktur oder lexikalische Besetzung betreffen.

Wie schon in anderen Teilanalysen, hat Frau Šichová auch hier sinnvoll die Sprachkorpora genutzt, deren Texte zur Erläuterung der Unterschiede zwischen dem Deutschen und Tschechischen einen Beitrag leisten. Die Analyse im Mannheimer Korpus zeigt z. B., dass das Phrasem die *Beine in die Hand nehmen* über mehr Teilbedeutungen verfügt, als das Äquivalent *brát/vzít nohy na ramena*.

Die ganze Struktur und die Vorgehensweise der Bestimmung von Äquivalenz-Stufen wird in der Monographie nicht nur dank der angewandten Schemata und Tabellen sehr übersichtlich schrittweise erklärt. Das Modell der Äquivalenz wird noch mit einer exemplarischen Analyse ergänzt, die auf die Spezifik beider Sprachen (z. B. Diminutiva im Tschechischen, Komposita im Deutschen, unterschiedliche Bildung der Negation) und auf die Schwierigkeiten bei der Bestimmung der Äquivalenz hinweist. Die Ergebnisse der Klassifikation werden in der Monographie sowohl quantitativ ausgewertet und mit Graphen dargestellt als auch interpretiert.

Einen wesentlichen Teil des Buches stellt das deutsch-tschechisches Phrasem-Glossar dar. Seine Ausgangssprache ist Deutsch und es ist alphabetisch nach den enthaltenen Somatismen geordnet. Alle Phraseme sind auch mit einem Kürzel, das die Äquivalenzstufe kennzeichnet, versehen. Die Methode der Zusammenstellung des Glossars wird ausführlich in der Einführung erläutert, so dass das Glossar als selbständiger Teil für den Phraseologie-Unterricht verwendet werden kann. Es geht nicht nur um eine reine Auflistung der Phrasem-Paare, sondern sie werden auch durch einen reichen Anmerkungsapparat erläutert. Je nach dem Ziel des Unterrichts sind sowohl die Tabellen mit den Phraseologismen, die nach den einzelnen Äquivalenzstufen eingeteilt sind (Im I. Teil der Arbeit, S. 211ff.) als auch das Glossar sehr gut zu handhaben. Obwohl die Ausgangssprache der Analyse Deutsch ist, wäre es interessant auch die tschechischen Phraseologismen ohne Äquivalent (S. 237) aufzulisten.

Wie schon am Anfang der Rezension erwähnt, gehören die vergleichenden deutsch-tschechischen phraseologischen Arbeiten zu den Desiderata. Die vorgelegte Monographie stellt ein präzises Vergleichsmodell der Äquivalenz dar, welches die systembedingten Unterschiede und die Kollokabilität der Phraseme berücksichtigt. Die Ergebnisse basieren sowohl auf der gründlichen Wörterbuchanalyse, als auch auf der Korpusanalyse in großen Sprachkorpora einzelner Sprachen und der Informantenbefragung. Die Resultate der Analyse wurden zur Zusammenstellung eines Glossars, das bestimmt viel Anwendung findet, genutzt.

Von den möglichen Richtungen der weiteren Untersuchung, wäre bestimmt interessant zu beobachten, wie die Phraseme in verschiedenen Textsorten

angewendet werden oder welche Unterschiede es zwischen den einzelnen Varietäten des Deutschen gibt. Eine weitere feine Unterteilung des Äquivalenz-Modells, das die Autorin vorschlägt, ist meiner Meinung nach nicht nötig. Es bleiben nämlich immer solche Fälle, die man durch explizite Beschreibung erläutern muss, und eine ausführlichere Einteilung der Kategorien würde zur Unübersichtlichkeit des gut überschaubaren Modells führen.

Inspiriert vom Vorwort der Autorin muss ich zum Schluss äußern, dass ich froh bin, dass ich das Buch in die Hand bekommen habe, dass ich sie im Unterricht zur Hand habe und sie nur ungern aus der Hand gebe. Ich drücke die Daumen, dass es von Hand zu Hand geht.

Literaturverzeichnis

BURGER, Harald (1982, 2003): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen.* Berlin.

ČERMÁK, František (1994): České frazémy a idiomy verbální. In: ČERMÁK, František/HRONEK, Jiří/MACHAČ, Jaroslav (Hrsg.): *Slovník české frazeologie a idiomatiky: Výrazy slovesné.* Bd. III. Praha, S. 597–630.

FILIPEC, Josef/ČERMÁK, František (1985): *Česká lexikologie*. Praha.

DUDEN 11 (1998): *Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten*. Bd. 11. Mannheim.

DUDEN 11 (2008): *Duden. Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. Bd. 11. Mannheim.

FÖLDES, Csaba (1996): *Deutsche Phraseologie kontrastiv: intra- und interlinguale Zugänge*. Heidelberg.

FRIEDRICH, Wolf (1976): *Moderne deutsche Idiomatik. Alphabetisches Wörterbuch mit Definitionen und Beispielen*. München.

HENSCHEL, Helgunde (1993): *Die Phraseologie der tschechischen Sprache*. Frankfurt a. M.

HEŘMAN, Karel/BLAŽEJOVÁ, Markéta/GOLDHAHN, Helge et al. (2010): *Deutsch-tschechisches Wörterbuch der Phraseologismen und festgeprägten Wendungen. Německo-český slovník frazeologismů a ustálených spojení.* Praha.

KROHN, Karin (1994): *„Hand und Fuß." Eine kontrastive Analyse von Phraseologismen im deutschen und Schwedischen*. Göteborg.

MRHAČOVÁ, Eva (2000): *Názvy částí lidkého těla v české frazeologii a idiomatice*. Ostrava.

SCHEMANN, Hans (1993): *Deutsche Idiomatik. Die deutschen Redewendungen im Kontext*. Stuttgart; Dresden.

SCHEMANN, Hans (2011): *Deutsche Idiomatik. Wörterbuch der deutschen Redewendungen im Kontext*. Berlin; Boston.

ŠICHOVÁ, Kateřina (2013): *Mit Händen und Füßen reden. Verbale Phraseme im deutsch-tschechischen Vergleich*. Tübingen.

Eva CIEŚLAROVÁ

Radek Malý (2012): Domovem v jazyce. České čtení Paula Celana [Zu Hause in der Sprache. Paul Celan aus tschechischer Sicht]. Olomouc. 188 S. ISBN 978-80-86624-64-8.

Der Name des jungen tschechischen Dichters, Übersetzers und Wissenschaftlers Radek Malý braucht hier nicht besonders vorgestellt zu werden: Der zweifache Preisträger der „Magnesia Litera" (für die Jahre 2006 und 2012), dem die Juroren von der „Magnesia Litera" attestiert haben, „eines der unangefochtenen und markantesten Talente der tschechischen Poesie des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts" zu sein (vgl. URL2), und dem Michael Alexa in seiner Rezension des Gedichtbandes ‚Světloplaší' (‚Die Lichtscheuen') ein „sicher erkennbares" (lyrisches) Gesicht zuspricht (vgl. URL1), ist inzwischen zu einem Stichwort geworden – nicht nur in der tschechischen Wikipedia (vgl. URL3). Unter den tschechischen Bohemisten und Germanisten ist Radek Malý, der an der Palacký-Universität in Olomouc und an der Literarischen Akademie – Josef Škvorecký Privathochschule in Prag tätig ist, schon seit längerer Zeit bekannt, vor allem als kompetenter Übersetzer und Vermittler der deutschen Lyrik. Unter den vom ihm übersetzten Lyrikern nimmt der weltberühmte Dichter Paul Celan einen wichtigen Platz ein – ein Autor, zu dem Radek Malý gleich im ersten Absatz seines 2012 erschienen Buches ‚Domovem v jazyce. České čtení Paula Celana' (in der eigenen Übersetzung von Radek Malý: ‚Zu Hause in der Sprache. Paul Celan aus tschechischer Sicht') sagt: „Paul Celan ist kein in der tschechischen Welt unbekannter Dichter" (Malý 2012:9). Dieses zwar schmale, aber aufschlussreiche Buch, das in leserfreundlicher Art und Weise eine sorgfältig recherchierte Celan-Biographie mit einem kompetent geschriebenen translatologischen Aufsatz verbindet, ist Gegenstand der vorliegenden Besprechung.

Das Buch ist in zehn Kapitel gegliedert. Die ersten drei Kapitel bilden eine Art Einleitung: Kapitel 1 skizziert Celans literarische Biographie, Kapitel 2 ist eine topographische und kulturhistorische Skizze von Celans Geburtsland Bukowina und Kapitel 3 skizziert schließlich Celans Beziehung zu seiner verlorenen Heimat, die in seiner Poesie meist in chiffrierter Form oder durch die Vermittlung von Celans Mutter vorkommt, sowie zu seiner „trotz

allem unverloren gebliebenen Sprache“ (vgl. Malý 2012:34), in der er ein neues, utopisches Zuhause gesucht hat.

Den zentralen Platz im Buch nimmt – man möchte fast sagen: natürlich – die Analyse von Celans berühmter ‚Todesfuge‘ ein, die auf zwei Kapitel von insgesamt 57 Seiten – immerhin ein Viertel der 188-seitigen Publikation – verteilt ist (Kapitel 4 und 5). Im Vorwort spricht Radek Malý selbst über „die Analyse von Celans bekanntestem Gedicht“ als über „den Kern des Buches“ (vgl. Malý 2012:9) und fasst nicht nur die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte der ‚Todesfuge‘ zusammen (Kapitel 4), sondern er fügt auch ein Kapitel hinzu, in dem er anhand der 9 publizierten Übersetzungen die Geschichte der Übersetzung dieses Gedichts ins Tschechische skizziert (Kapitel 5). Die 1944 oder 1945 entstandene und 1947 in rumänischer Übersetzung erstmals publizierte ‚Todesfuge‘ hat ihrem Dichter neben der Bewunderung, deren Zweischneidigkeit Radek Malý kurz, aber treffend kommentiert (vgl. Malý 2012:52 f.), auch einen skandalösen Plagiatsvorwurf eingebracht. Radek Malý macht auf den zitathaften Charakter des Gedichts aufmerksam, dessen Ursprung er in der Tatsache sucht, dass Celan – anders als seine Eltern – dem Transport in die Konzentrationslager entkommen ist und die in der ‚Todesfuge‘ thematisierten Schrecken nur aus der zweiten Hand, nämlich aus den Schilderungen der heimgekehrten Häftlinge wie Alfred Kittner oder Immanuel Weißglas, gekannt hat (vgl. Malý 2012:49 f.). Er beschränkt sich hierbei nicht nur auf die Entstehungsgeschichte des berühmten Oxymorons „schwarze Milch“, als dessen „Entdeckerin“ er mit aller gebotenen Vorsicht die Dichterin Rose Ausländer identifiziert und auf dessen Verankerung in der deutschsprachigen Literatur aus der Bukowina er hinweist (vgl. Malý 2012:54 ff.), sondern er macht auch auf die anderen – zugegebenen oder verschwiegenen – Entlehnungen Celans aufmerksam, vor allem auf das 1944 entstandene, aber erst 1970 publizierte Gedicht „ER“ seines Mitschülers aus der Gymnasialzeit Immanuel Weißglas, „das heute eindeutig für die textuelle Vorstufe der ‚Todesfuge‘ gehalten wird“ (Malý 2012:59). Im zweiten, der ‚Todesfuge‘ gewidmeten Kapitel macht Radek Malý auf den Aufbau dieses Gedichts aufmerksam und vergleicht anschließend 9 Übersetzungen der ‚Todesfuge‘ ins Tschechische, wobei er auf einen detaillierten, von einer gründlichen Analyse des Originals ausgehenden Vergleich aller 9 Übersetzungen verzichtet und sich statt dessen auf den Vergleich „einiger Schlüsselpassagen sowohl im Original als auch in den Übersetzungen“ konzentriert (vgl. Malý 2012:69). Mit diesem Kapitel eng verbunden ist das darauffolgende „translatologische Intermezzo“ (Kapitel 6), in dem Radek Malý am Beispiel von Celans Gedicht ‚Notturno‘ seinen eigenen Zugang zum Gedicht und dessen Übersetzung zeigen will (vgl. Malý 2012:103). Ziel dieses aufschlussreichen Kapitels, in dem Radek Malý seine Fähigkeiten als Dichter und Übersetzer unter Beweis stellt, besteht nicht nur darin, auf die (Un-) Möglichkeiten der tschechischen Sprache angesichts der Komplexität der Celanschen Dichtersprache aufmerksam zu machen, sondern auch in der Überprüfung der eingangs formulierten These, dass „auch die Übersetzung eines Gedichts ein Beitrag zur Interpretation des Gesamtwerks sein kann“ (Malý 2012:106).

Kapitel 7 und 8 stellen die Beziehung Paul Celans zu den tschechischen Ländern und der tschechischen Hauptstadt Prag vor. Bereits im Vorwort spricht Radek Malý über „den originellen Platz“, den „die Stadt Prag und die böhmisch-mährische Landschaft“ in Celans Werk einnehmen (vgl. Malý 2012:9 f.), und am Ende des Kapitels 8 definiert er unter Berufung auf Celans Worte über seine mehrfache Fixierung auf Böhmen das Ziel der vorstehenden Kapitel als einen Versuch, „die Vielfältigkeit dieser Fixierung, ihre Ursachen und vor allem ihre Darstellung in den konkreten Gedichten“ vorzustellen (vgl. Malý 2012:151). Die vollständig oder teilweise zitierten Gedichte, denen immer die entsprechende Übersetzung ins Tschechische (in einem Fall ins Slowakische) von Radek Malý oder von einem anderen Übersetzer (Ludvík Kundera, Vlasta Dufková, Ivan Kupec) folgt, sind in drei kleinere Gruppen geteilt. Die erste Gruppe besteht aus den Gedichten, in denen Celan „die Spuren aus der imaginären Reise in die Vergangenheit seiner Eltern aus der Zeit vor dem Holocaust“ bearbeitet (vgl. Malý 2012:118) und die auf den Aufenthalt seiner Vorfahren, vor allem seiner Mutter, in Böhmen während des Ersten Weltkriegs zurückgehen (‚Es ist alles anders‘, ‚Gewieherte Tumbagebete‘, ‚Wolfsbohne‘). Die zweite Gruppe bilden Gedichte, die mit Franz Kafka und dem jüdischen Prag verbunden sind (‚Einem, der vor der Tür stand‘, ‚In Prag‘). Die dritte Gruppe sind schließlich Gedichte, in denen Celan die politischen Ereignisse in der damaligen Tschechoslowakei thematisiert: den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in der Tschechoslowakei (‚Leuchtstäbe‘, ‚Ein Leseast‘, ‚Kalk-Krokus‘, ‚Kleinstseite‘) und die politischen Prozesse in den 50er Jahren (‚In memoriam Paul Éluard‘). Radek Malý interpretiert diese Gedichte kurz und fasst mit Hilfe von Celans Briefen (z. B. an den in Prag geborenen Schweizer Schriftsteller Franz Wurm, der Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre für kurze Zeit wieder in Prag gelebt hat), in denen sich auch kurze Kommentare befinden, den Hintergrund ihrer Entstehung zusammen. Wie wichtig dieses Hintergrundwissen für das Verständnis von Celans Poesie ist, zeigt er am Beispiel des Gedichts ‚In memoriam Paul Éluard‘ von 1952, in dem Celan auf

das moralische Versagen des französischen Dichters Paul Éluard während des Prozesses mit dem tschechischen Historiker und Publizisten Záviš Kalandra anspielt, der mit Éluard persönlich bekannt war und den Celan als Éluards Freund darstellt: Das Gedicht war bereits 1986 in einer tschechischen Übersetzung erschienen, wurde aber 2006 erneut übersetzt, da der erste Übersetzer die Zusammenhänge nicht gekannt hatte (vgl. Malý 2012:147 ff.).

Mit den zwei vorangegangenen Kapiteln eng verbunden ist das Kapitel 9, in dem Radek Malý auf die tschechische Rezeption Paul Celans zu sprechen kommt. Er bringt zunächst eine informative, obwohl kurzgehaltene und die Vollständigkeit nicht beanspruchende Übersicht der tschechischen Übersetzer Celans, unter denen der Name des Dichters und Übersetzers Ludvík Kundera einen besonderen Platz einnimmt (dem auch das hier vorgestellte Buch gewidmet ist), um im Anschluss auf jene tschechischen Dichter zu sprechen zu kommen, in deren Gedichten Einfluss bzw. Zitate von Paul Celan zu finden sind (Pavel Šrut, Antonín Brousek, Michal Čapek) oder die sich auf Paul Celan zumindest namentlich berufen (Jan. Jan Novák). Eine besondere Aufmerksamkeit widmet Radek Malý dem 1975 publizierten und mit einem Zitat aus Celans Gedicht ‚Auge der Zeit' eingeleiteten Gedicht ‚Neznámý ze Seiny' (‚Der Unbekannte aus der Seine') des kürzlich verstorbenen tschechischen Dichters und Übersetzers Antonín Brousek, das auch auf Vítězslav Nezval und Friedrich Hölderlin anspielt und in dem das lyrische Ich „einen Dialog mit dem toten Dichter führt, bei dem wir von Celans Heimatland, aber auch von den Geschehnissen in der Tschechoslowakei erfahren" (Malý 2012:164). Als Anlass für weitere Forschung kann die Frage gelesen werden, die Radek Malý vor der Präsentation der einzelnen tschechischen „Celan-Gedichte" formuliert und die der Intensität und der Art von Celans Einfluss auf die tschechische Poesie gilt (vgl. Malý 2012:159).

Im letzten, der dichterischen Identität Paul Celans gewidmeten Kapitel kommt Radek Malý nicht von ungefähr auf Celan als Übersetzer zu sprechen. Er fasst Celans originellen, wenn auch nicht unumstrittenen, den Übersetzer zu einem Ko-Autor befördernden und dem Dichter wichtige Impulse gebenden translatologischen Ansatz zusammen und meint „gerade im Balancieren zwischen den einzelnen Sprachen und kulturellen Einflüssen" Celans dichterische und menschliche Identität suchen zu können (vgl. Malý 2012:169 f.). Als „das wahre und einzige Zuhause von Celans Versen" (und von Celan selbst) identifiziert Radek Malý Celans dichterische Sprache, „für die die literarische deutsche Sprache nur ein Ausgangspunkt ist" (Malý 2012:172), und kommt somit auf die wichtigste These seines Buches zurück, die auch vom Titel dieses Buches: ‚Zu Hause in der Sprache', zitiert wird.

Wie er bereits im Vorwort sagt (vgl. Malý 2002:9), will Radek Malý mit seinem Buch keine umfassende Celan-Monographie anbieten, sondern einige grundsätzliche, in Celans Texten auffindbare Themen vorstellen und – in Übereinstimmung mit dem Untertitel des Buches, der eine tschechische Sicht auf Celans Werk verspricht – auf die Rezeption des Celanschen Werks in der Tschechoslowakei bzw. Tschechien aufmerksam machen, deren Anfänge in den 60er Jahren liegen. Dieses Ziel erreicht Radek Malý überzeugend. Sein Buch will aber nicht nur informieren, sondern auch motivieren, und zwar nicht nur zur Lektüre, sondern auch zur Interpretation. Hierbei spielen vor allem die „translatologischen" Passagen und die sorgfältig hergestellten bzw. ausgewählten Übersetzungen eine wichtige Rolle – wie man in der Zusammenfassung lesen kann, besteht eines der deklarierten Ziele des Buches darin, durch die Präsentation neuer Übersetzungen von Celans Gedichten die Versuche um deren neue Interpretation zu motivieren (vgl. Malý 2012:182). Ob dieses Ziel erreicht wird, bleibt abzuwarten. Ich persönlich sehe gerade in den translatologischen Überlegungen zur Übersetzbarkeit von Celans Dichtersprache und in den zahlreichen, zur Verfügung gestellten Übersetzungen von Celans Gedichten, in denen Radek Malý – ich hebe es sehr gern noch einmal hervor – seine Fähigkeiten als Dichter und Übersetzer unter Beweis stellt, die größte Stärke des hier besprochenen Buches, das einen wichtigen wissenschaftlichen Beitrag zur tschechischen Celan-Forschung darstellt.

Literaturverzeichnis

Böttiger, Helmut (2012): *Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb*. München.

Internetquellen

Alexa, Michael (2012): *Radek Malý: Světloplaší.* Rezension in literární.cz. URL (1): http://www.literarni.cz/rubriky/recenze/poezie/radek-maly-svetloplasi_9537.html#.U6qLUyiR5at (25. 6. 2014).

Magnesia Litera. URL (2): http://www.magnesia-litera.cz/#archiv (24. 6. 2014).

Wikipedia. URL (3): http://cs.wikipedia.org/wiki/Radek_Mal%C3%BD (25. 6. 2014).

Miroslav URBANEC

Klassik als Phantasie

Höller, Hans (2013): *Eine ungewöhnliche Klassik nach 1945. Das Werk Peter Handkes*. Berlin: Suhrkamp. 1. Aufl., 195 S. ISBN 978-3-518-42344-8.

Im Fokus der Studie von Hans Höller über das Werk Peter Handkes steht jener aus einer Schreib- und Lebenskrise des Autors hervorgegangene poetologische Neuansatz, der in der 1979 mit der Erzählung ‚Langsame Heimkehr' beginnenden Tetralogie seinen ersten dichterischen Ausdruck fand und Handkes Schreiben bis heute bestimmt. Höller kann sich auf programmatische Formulierungen Handkes aus dem Journal ‚Die Geschichte des Bleistifts' oder der ‚Rede zur Verleihung des Franz-Kafka-Preises' berufen, wenn er diesen Neuansatz als eine „Wende zum Klassischen" (S. 12) versteht und schon im Titel auf den Begriff der „Klassik" – wenn auch einer ungewöhnlichen – bringt. Die große innere Spannung, die mit diesem Begriff als einem nach 1945 zu aktualisierenden gegeben ist, wird deutlich, wenn Handke im Rückblick auf jene Phase als die ‚Geschichte (s)einer ersten Verwandlung' schreibt, dass „(d)as Buch, oder was es auch würde", seinerzeit „aus dem Nichts zu schöpfen (war)" (‚Mein Jahr in der Niemandsbucht', Frankfurt/M. 1994, S. 226).

Von diesem „Ausgangspunkt" aus versucht Höller, „Verbindungslinien durch das Werk zu ziehen, sprachliche Bilder lesbar zu machen und (Handkes) eigensinniges Erzählen mit den geschichtlichen Voraussetzungen des Schreibens und Denkens nach 1945 in Beziehung zu setzen" (S. 13). Die zeitliche Verortung ergibt sich dabei nicht sowohl als unmittelbar literaturgeschichtliche, sondern aus den frühen traumatischen Verletzungen des Autors, die als negative Impulse zum Werk führen. Mit Benjamin, dessen Messianismus er als wichtigste der heterodoxen Denklinien Handkes meint ausmachen zu können, geht es Höller darum, Schönheit in ihrem Bezug auf solche Erfahrungen als „Gegenstand des Wissens" (Benjamin, zit. n. Höller, S. 18) zu begreifen und „das schmerzende Welt-Wissen im Innern der Werke frei(zu)legen, ohne welches das Schöne bloß Oberfläche und Dekor bliebe" (S. 19). Handkes Brecht-Kritik revidierend, sei dies zugleich „der gewagte Versuch, die Voraussetzungen einer Theorie und Praxis des Epischen nach oder *neben* Brecht verstehbar zu machen" (S. 20). Höller ist es mit diesen materialistischen Referenzen darum zu tun, das aus Handkes Neuansatz hervorgehende Klassische als ein im zweifachen Sinne kritisches zu sehen: nämlich als seine eigene poetische Krisis in Permanenz, welche auf die geschichtliche Permanenz der Krisis um so präziser zu reagieren vermag.

Die Stärke von Höllers Studie liegt darin, dass sie sowohl ihr intra- und intertextuelles wie auch ihr literatursoziologisches Programm – um die Verortung von Handkes Texten in der Unheilsgeschichte ihrer Gegenwart seit 1945 einmal so zu nennen – auf der Inhaltsebene der Texte weitgehend einzulösen vermag. Eine souveräne Textkenntnis erschließt immer wieder verstreute motivische Zusammenhänge, die durch die einzelnen, ja doch immer neu ansetzenden Textmodelle hindurch den Versuch der Konstruktion einer neuen epischen Einheit in Handkes (späterem) Werk deutlich werden lassen. Der Realisierung dieser Absicht, wie sie über die Motivverbindungen an der Textoberfläche ablesbar ist, entspricht auf der mikrologischen Ebene des Erzählens das poetologische „‚Problem des Übergangs', erzähltheoretisch gesprochen: (…) den für Handkes epische Poetik entscheidenden Satzverbindungen bzw. Konjunktionen, die, auf der Ebene der Sprache, die Idee eines gelingenden gesellschaftlichen Zusammenhangs enthalten" (S. 46) sollen. Was Höller „‚die große Idee' der klassischen Synthesis" (S. 45) nennt, wäre somit die im Schreib- bzw. Textprozess (zunächst der ‚Langsamen Heimkehr') in ihrer Krisis erfahrene bzw. zu erfahrende Idee einer gewaltlosen, weder klassifizierenden noch hierarchisierenden Synthesis, wie Adorno sie an Hölderlins Dichtung als Idee der „Parataxis", welcher Handkes Texte sich in ihren reihenden Passagen zweifellos nähern, entfaltet hat. Handkes oft kritisierte Positivität korrespondiert im Problem der Synthesis darum exakt mit der kritischen Theorie Adornos, wenn er in der permanenten Anstrengung eines aus dem Hier und Jetzt des Alltags heraus gelingenden und für ein richtiges Leben modellhaft einstehenden Schreibens auch bewusst über die Negativität der Moderne hinausgeht.

Höller versucht demnach, den Begriff des Klassischen bei Handke zu bestimmen, indem er die Texte als ein komplexes intra- und intertextuelles Bezugsfeld rekonstruiert, in welchem alle Elemente, gerade auch die in ihm aufgehobenen negativen, sich frei und befreiend zueinander verhalten und dadurch eine offene epische Form bilden, die als eine gelingender Schönheit zum Modell der res publica werden kann. Die „vereinfachte Formel" dafür wäre „ein freieres Eingedenken" traumatischer Erfahrungen „im Form-Prinzip des Werks" (S. 17). Leider wird über solche Formeln hinaus weder definitorisch noch aus dem Gesamt der Studie heraus deutlich, warum der Begriff des Klassischen der für diese poetische Praxis angemessene sein soll; Höller beschwört diesen mehr, als dass er ihn bestimmt und unterstellt zugleich immer wieder eine nicht weiter zu befragende Bedeutung des Begriffs. Es gelingt ihm kaum, der biographischen und produktionsästhetischen Funktion von Handkes eigenem Rekurs auf das Klassische (und darin vor allem auf Goethe) einen genaueren Sinn zu geben als den einer poetischen, um nicht zu sagen poetisierenden Transposition des Negativen in die epische Form, wie er sie kritiklos schon bei

Goethe selbst am Werk sieht. In dieser Allgemeinheit, als bloßer Formgebungsprozess, umfasst der Begriff jede Art von Kunstproduktion. Dass Höller die Studie von Cornelia Zumbusch über ‚Die Immunität der Klassik' (Berlin 2013) zwar kennt, ihr kritisches Potential einer Freilegung der Weimarer Immunisierungsstrategien aber nur marginal zur Differenzierung eines allzu vereinfachten Verständnisses von Klassik in seine Überlegungen einfließen lässt, spricht für sich. Darüber, dass Klassik in ihrer Positivität sich über Momente von Abwehr, Ausschluss oder Opfer konstituiert und gerade der Goethesche ‚Glanz', den Höller mit dem Anfang von ‚Faust II' als gelungenes Beispiel klassischer Purifikation zitiert (vgl. S. 23), ein teuer erkaufter ist, kann nicht hinwegsehen, wer einem Autor der Moderne in eine Neubestimmung von Klassik als „Ausdruck der Gefahr" (Handke, zit. n. Höller, S. 172) zu folgen versucht. Ob und wie die „Verbindung von moderner Zerrissenheit und klassischer Ganzheit" (S. 30) bei Handke gelingt: ob sie gänzlich ohne Immunisierungen auskommt und warum sie im Unterschied zur Weimarer Dichtung keine strategische Einschließung der Gefahr, sondern eine wirkliche Öffnung darstellt – Fragen dieser Tragweite werden nicht gestellt.

Konsequenz solcher Vereinfachung ist ein nicht sowohl texterschließendes als vielmehr nacherzählendes und nachempfindendes Vorgehen. So unterlaufen Höller immer wieder bildhafte Formulierungen, in deren metaphorischem Nebenbei sich die gravierendsten poetologischen Problemstellungen verstecken, ohne dass diese je expliziert oder als solche auch nur benannt würden. Dies betrifft mit Sätzen wie etwa dem folgenden zentral das poetologische Problem der Leistung der Form: „Ein Klassiker kann sogar den Teufel in einen ihm ebenbürtigen nothelferischen Patron verwandeln." (S. 150) Im Ausdruck der Bewunderung für die an ein antiquiert geglaubtes Goethe-Bild gemahnende Allmacht des Autors wird das Problem solcher Transformationen des Negativen als ein wie zauberisch zu lösendes unterstellt und hier so wenig wie an anderen Stellen als Säkularisat religiöser Allmachtsphantasien thematisiert. Kritische Hermeneutik hätte gerade an den Texten Handkes zu zeigen, wie diese sich auf einer gefährlichen Grenze des Rituellen formieren und das Ge- oder Mißlingen ihres eben nicht magisch-religiösen, sondern nüchtern säkularen Anspruchs – „die Verpflichtung der Alltäglichkeit" (‚Die Geschichte des Bleistifts', Frankfurt/M. 1985, S. 120) – von dorther zu bestimmen. Höller bleibt gerade hier als Hermeneut weit hinter dem Potential der Texte wie auch dem der Selbstbefragungen und -infragestellungen ihres Autors zurück.

In dem Kapitel Über Klassiker: Äpfel, Weberknechte, Feldhasen (…) versammelt Höller eine Auswahl von Motiven, an denen er Handkes metaphorisches „Freiphantasieren von Zusammenhängen" im Einzelnen demonstriert und an deren Alltäglichkeit die Idee des Klassischen als eines Repräsentativen sich zugleich brechen soll. Aus dem Abschnitt über Mystik und Materie, in dem nun auch „(d)ie Mystiker und Mystikerinnen", den heterodoxen Traditionslinien des Werks entsprechend, „zu Handkes poetisch-materialistischen Gewährsleuten" (S. 165) gezählt werden, sei ein Beispiel für Höllers Methode, Motive miteinander in Verbindung zu setzen, ausführlich zitiert: „Der Holunderblütenregen, der sich mit den dahertreibenden Pappelsamenflocken kreuzt, verweist auf das antike Mythologem der Heiligen Hochzeit, das eine festtägliche Mesalliance mit Christi Himmelfahrt und Pfingsten eingeht. Die Pappelsamenflocken, als luftige und lichtdurchschienene ‚Flugscharen' bezeichnet, stellen eine Wort-Verbindung zu den Engeln als den himmlischen Heerscharen her, aber auch zur Pflugschar, und mit der Pflugschar – die Feder als Pflug – ist die alte Topik des Schreibens angesprochen. ‚Unter der Erde gepflügt', heißt in der Lehre der Sainte-Victoire das Hinabsteigen des Schreibens in die Tiefenschichten des Ich." (S. 165/166) Assoziationsketten wie diese mögen, Höllers Programmformulierung gemäß, jeweils „Verbindungslinien durch das Werk (…) ziehen" und vielleicht sogar „sprachliche Bilder lesbar (…) machen" (S. 13) – hermeneutisch problematisch sind sie gleichwohl, verweigern sie doch gerade das Hinabsteigen in die Tiefenschichten der Psyche und ihrer Schrift. In ihnen werden die Texte rein auf der Motivebene erfasst, ohne dass auch nur ein Motiv für sich interpretiert und durch seine spezifische interne Struktur hindurch in seiner Funktion für den Sinnzusammenhang des Textes oder der Texte erschlossen würde. Höller erliegt der Suggestion der Parallelstellenmethode, als würden einzelne, aus dem Zusammenhang gelöste Textstellen sich in ihrer Bedeutung gegenseitig erhellen und dadurch wie von selbst einen intelligiblen Bedeutungszusammenhang konstituieren. (Vgl. hierzu auch: Thomas Schneider: Grundlosigkeit: Anmerkungen zum Problem der Quellen in der Literaturwissenschaft, in: Kratochvílová, Iva / Wolf, Norbert Richard: Grundlagen einer sprachwissenschaftlichen Quellenkunde, Tübingen 2013, S. 317–331) Was in der Prosa Handkes funktioniert: das Spiel von Analogien und Korrespondenzen, das ihr jene spezifische Dichte verleiht, die mehr ist als bloße Assoziation, aber weniger als eine geschlossene Totalität und was als solches in seinem Status genauestens zu bestimmen wäre, gerät in der Nachzeichnung auf der Ebene der Deutung zu Willkür. Bestimmt man Erzählen als „schöne(n) Schein des Spiels" (S. 56), als „Raum der immer neue Varianten hervorbringenden Wiederholung des einen im andern und des eins in allem" (S. 57), wodurch „alles und jedes zum Bild" (S. 150) von etwas anderem

werden kann, so löst die Objektivität des Werks sich auf. Wenn die Leistung der epischen Form als Inbegriff von Klassik wesentlich darin bestehen soll, dass alles mit allem getauscht werden kann, dann ist nicht nur der Begriff der Form und ihrer Leistung hinfällig, sondern es schlagen die epischen Modelle, intendiert als solche der Antizipation gelingenden Lebens, um in Abbilder kapitalistischen Wahns. Anders Handke in der Geschichte des Bleistifts: „Analogien gibt es täglich Tausende in meinem Kopf (…), aber ergreifend, erschütternd, weiterhelfend sind nur ganz wenige: und nur auf diese kommt es an: diese erst sind das Zeichen der Einheit, womit die Welt sich dann selber darstellt, ohne mein Zutun, als höchste Phantasie“ (S. 286/287). Die Kritik am subsumtionslogischen Verfahren, die Höller mit Handke teilt, fällt auf sein eigenes zurück, wenn die Motive nicht an sich selber wahr- und ernstgenommen, sondern indifferent auf Momente einer assoziativen Zusammenschau reduziert werden. Handkes ‚Freiphantasieren von Zusammenhängen‘, dessen Gelingen in dem poetischen des Werks auszuweisen wäre, wird, mimetisch wiederholt und überboten, zu einem kriterienlos freien Phantasieren des Hermeneuten.

Gerade die Vielzahl der motivischen Bezüge, die Höller zu (re)konstruieren in der Lage ist, machen es bedauerlich, dass er deren innerer Verfasstheit nicht nachgeht. Dies betrifft insgesamt auch die für Handkes Texte zentrale Struktur der Ambivalenz, wie sie in den immer wiederkehrenden ‚Umspringbildern‘ zum Ausdruck kommt. Höller bezieht „die ‚Doppelgänger‘, ‚Umspringbilder‘, die plötzlichen ‚Versetzungen‘, auch die oft fehlenden Verbindungsglieder und abrupten Wechsel“ (S. 117) autorbiographisch richtig auf die traumatischen Ausgangsszenarien des Handkeschen Schreibens, geht der textuellen Struktur von dessen „Schock-Charakter“ (S. 117) dann aber wieder nicht detailliert nach. Das analytische Defizit wiederholt sich unterhalb der Motivebene auf der der Sprache, wo zwar das schon oben bezeichnete Problem der genau solchen Brüchen abzugewinnenden Synthesis mehrfach als das des Übergangs, der Satzfolge, angesprochen, aber ebenfalls nicht en détail analysiert wird. Handke hat gerade für dieses Problem, das sich ihm in ‚Langsame Heimkehr‘ als eines des Neuanfangs stellte, „ein neues Herangehen“ gefordert, ein „bedächtigere(s), bedenkende(s) Lesen“: „denn diese Sätze und die Folge der Sätze, die sind ja – nicht im Stoff, sondern in der Form – authentisch; das muß man ja spüren, daß da nichts Epigonales und nichts Vorgegebenes auch, und auch kein Modell dahintersteht, das man kritisieren oder befürworten kann, sondern daß da eine langsame, vielleicht auch holprige und stolpernde Suche betrieben wird“ (‚Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen‘, Frankfurt/M. 1990, S. 239–240). Höller bringt das Problem der Synthesis zwar richtig in Zusammenhang mit dem Cézanneschen Begriff der ‚réalisation‘ aus der ‚Lehre der Sainte-Victoire‘, verbleibt aber wiederum auf der Ebene einer Programmformulierung, wenn er schreibt: „Grammatik und Rhythmus, die Satzfolgen und Konjunktionen und die sprachlichen Bilder transponieren das wirklich Erlebte bzw. die Wirklichkeit des Erlebens auf die kompositorische Ebene des Werks.“ (S. 67) Mit Handke ist man auch hier wie allzu oft in diesem Buch versucht zu fragen: Aber wie? Ausdrücke wie ‚kompositorische Ebene des Werks‘ oder „poetische Kraft des Werks“ (S. 29) werden immer wieder als sich von selbst verstehende unterstellt und bleiben doch blinde Marken der Kommunikation. Gerade angesichts eines so form- und methodenbewussten Autors wie Handke ist solche poetologische Naivität unverständlich. Einem drohenden Nichts abgewonnen, diesem ausgesetzt und darum immer in der Gefahr auszusetzen, wird die Notwendigkeit von Handkes Erzählen als einer Technik der kleinsten Übergänge nicht demonstriert. Die Funktion dieser (rituellen?) Übergänge als fundamentale Modi einer Transposition des Wirklichen zu einer (notwendig gewaltlosen?) poetischen Synthesis wäre in ihrem Charakter einer ‚langsamen, vielleicht auch holprigen und stolpernden Suche‘ nur in einer strukturellen Mikroanalyse einzelner Textpassagen zu begreifen. Allzu schnell ist Höller fertig mit dem Wort.

Statt dass an Handkes Texte die kritische Frage nach der jeweiligen textuellen Realisierung der intendierten Synthesis erginge, wird so ein apriorisches Gelingen der poetischen Verwandlung von Wirklichkeit unterstellt, die als Gefährdung der Poiesis nur als behauptete vorkommt. Bei allem Gewicht, das Höller auf die Thematisierung des Heterogenen in Handkes Werk legt und bei aller Nachvollziehbarkeit seiner Einsichten in dessen kritische geschichtlich-gesellschaftliche Bezüge, verfällt er der Gefahr allzu vieler Handke-Exegeten, den Texten jene positive Wahrheit zuzusprechen, von deren Ausgesetztsein sie handeln. Der Schmerz des Wissens als Konstituens von Schönheit und damit deren innere Krisis werden nicht artikuliert, sondern je und je in ausgesucht schönen Bildern abgewehrt. In der Leichtigkeit, die Höllers Text, Handke imitierend, so zu vermitteln sucht, ist die der Prosa Handkes nicht aufgehoben, sondern mit deren Härte verschwunden. Gerade das *Ungewöhnliche* dieser *Klassik nach 1945*, ja deren Wesen, welches nicht nur das (kritische) der Handkeschen sein mag, wird so nicht begriffen.

Auch wenn diese Hinweise auf fundamentale Defizite sich an dem eigenen, ausdrücklich „wissenschaftlichen“ (S. 11) und immerhin mit Walter Benjamin formulierten Anspruch der Studie orientieren, sollen sie deren Leistung nicht verkleinern. Höllers Motivforschung kann trotz aller Kritik als hermeneutische Vorarbeit gewürdigt werden. Sie weist das

Werk Handkes nicht nur gültig als ein komplexes Bezugssystem aus, das historische und soziale Brüche biographisch sensibel verzeichnet, sondern stellt als genaue und meist nachvollziehbare Kartographie der Textoberflächen und ihrer Schründe auch eine der besten Einführungen in Handke dar. Es darf vermutet werden, dass der Autor auch an diesen Charakter seines Buches gedacht und die interpretatorische Detailarbeit am Text deswegen auf das Nötigste beschränkt hat. Der Preis für diese Beschränkung ist die Un- oder zumindest Unterbestimmtheit der Einsichten in Handkes poetische Technik und damit des Begriffs einer ungewöhnlichen Klassik.

Thomas SCHNEIDER

Autorenverzeichnis

Mgr. Eva CIEŚLAROVÁ, Ph.D.
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-701 03 Ostrava
E-Mail: eva.cieslarova@osu.cz

Mgr. Eva Maria HRDINOVÁ, Ph.D.
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-701 03 Ostrava
E-Mail: eva.hrdinova@osu.cz

Mgr. Marie KRAPPMANN, Ph.D.
Univerzita Palackého v Olomouci
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Křížkovského 10
CZ-772 00 Olomouc
E-Mail: marie.krappmann@upol.cz

Dr. phil. Thomas SCHNEIDER
Slezská univerzita v Opavě
Filozoficko-přírodovědecká fakulta
Ústav cizích jazyků
Masarykova třída 343/37
CZ-746 01 Opava
E-Mail: thomas.schneider@fpf.slu.cz

PhDr. Jaroslav STAHL, PhD.
Univerzita Komenského v Bratislave
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky, nederlandistiky a škandinavistiky
Gondova 2
SK-814 99 Bratislava
E-Mail: stahlj@slovanet.sk

PhDr. Irena ŠEBESTOVÁ, CSc.
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-701 03 Ostrava
E-Mail: irena.sebestova@osu.cz

Mgr. Miroslav URBANEC, Ph.D.
Slezská univerzita v Opavě
Filozoficko-přírodovědecká fakulta
Ústav cizích jazyků
Masarykova třída 343/37
CZ-746 01 Opava
E-mail: miroslav.urbanec@fpf.slu.cz

Mgr. Šárka VALOVÁ, Ph.D.
Ostravská univerzita v Ostravě
Filozofická fakulta
Katedra germanistiky
Reální 5
CZ-701 03 Ostrava
E-Mail: sarka.valova@email.cz

Prof. DDDDr. h. c. Norbert Richard WOLF
Universität Würzburg
Institut für deutsche Philologie
Am Hubland
D-97074 Würzburg
E-Mail: nrwolf@t-online.de

ACTA FACULTATIS PHILOSOPHICAE
UNIVERSITATIS OSTRAVIENSIS

STUDIA GERMANISTICA

Nr. 14/2014

Vydala Ostravská univerzita v Ostravě
Dvořákova 7, CZ-701 03 Ostrava

Adresa redakce/
Adresse der Redaktion: Katedra germanistiky
Filozofická fakulta
Ostravská univerzita v Ostravě
Reální 5
CZ-701 03 Ostrava
e-mail: lenka.vankova@osu.cz

Příspěvky/Beiträge: studiagermanistica@osu.cz

Objednávka/Bestellung: Ing. Yvetta Jurová
Filozofická fakulta
Ostravská univerzita v Ostravě
Reální 5
CZ-701 03 Ostrava
e-mail: yvetta.jurova@osu.cz

Informace o předplatném časopisu jsou dostupné na adrese/
Informationen zum Abonnement sind unter http://ff.osu.cz/kge/index.php?id=3332 zu finden.

Pokyny k formátování/
Formatierungshinweise: http://ff.osu.cz/kge/dokumenty/formatierungshinweise.pdf

Technická redakce/
Technische Redaktion: Mgr. Martin Mostýn, Ph.D.
Mgr. Tomáš Rucki
Obálka/Umschlag: Mgr. Tomáš Rucki
Počet stran/Seitenzahl: 89
Tisk/Druck: Tribun EU, s. r. o., Cejl 892/32, 602 00 Brno
Místo vydání/Ort: Ostrava

Reg. č. MK ČR E 18718
ISSN 1803-408X

librix.eu

ISSN 1803-408X

41

9 771803 408003